Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximilians-platz (Dultplatz) Nro. 16.

40
30
30
1 30
32
14
176
25

Des großen Friedrich Adjutant.

Zweiter Band.

Des großen Friedrich Adjutant.

Historischer Roman

von

A. E. Brachvogel.

Zweiter Band.

Berlin, 1875.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt des zweiten Bandes.

Erstes Capitel.

Schwur gegen Schwur!

Ein Mann, der Adel im Gemüth hat, die Würde seines Standes und Liebe für seinen Beruf, thut seine Pflicht ohne Nebengedanken, ohne Reserve, er geht in seiner Pflicht nach Kräften auf. Erringt er sich von Denen, die Urtheil haben, bei diesem treuen Streben Beifall, so ist ihm das Beruhigung wie Ermunterung zugleich. Es ist aber ein ganz Anderes, Süßeres, wenn liebe Augen froh und selig auf eines solchen Mannes Thaten schauen, wenn durch das seinem Herzen theuerste Wesen ihm jene stille, hohe Anerkennung wird, die eine selige Hoffnung, eine halbunterdrückte Sehnsucht in seiner Brust immer mächtiger großzieht. Man thut dann nicht

nur mehr als seine Pflicht, sondern alle Thätigkeit, alles Denken und Empfinden bei ihr wird ein irdischer, nicht weniger heiliger Gottesdienst, als der ist, durch den wir unserer Seele ganze Kraft auf's Ewige lenken. Dies war bei Steuben im Hinblick auf Sophie, Comtesse von Anhalt, der Fall, denn dem Leser braucht kaum noch versichert zu werden, daß sie für ihn ebenfalls nicht unempfindlich war und ihre Trennung durch den Schlußakt des siebenjährigen Krieges die Gefühle Beider nur vermehrt hatte. — In Steubens Charakter aber war neben diesem edlen Bewußtsein ein Fehler vorhanden, der verzeihlich als eine menschliche Schwäche überhaupt sein mag, aber unverzeihlich wurde durch die aus ihr fließenden Folgen. Steuben hatte sein Glück eitel gemacht, seine Ernennung zu Friedrich II. Adjutanten noch eitler! Als er, nach Berlin zurückgekommen, wieder in des Königs Dienst trat, hatte seine Eitelkeit nun gar das Unglück, über den vernünftigen Etat, welchen man dieser verzeihlichen Schwäche im Leben einzuräumen ein Recht hat, auf das Bedenklichste hinauszugehen!

Anfangs März 1763 langte Steuben in Berlin zu Pferde wieder an, nur seinen Diener Carl Vogel, mit dem Mantelsack auf dem Reservegaul, zur Begleitung. —

Vogel war gewiß eine sehr untergeordnete Persönlichkeit. Außer guter militärischer Dressur, einer großen Verschlagenheit und Kaltblütigkeit in der Gefahr, besaß er sonst keine Tugend, als eine fast an's Abgöttische streifende Liebe für seinen Herrn und ein nicht zu erschütterndes Vertrauen zu dessen Eigenschaften. Da er für Steubens Existenz nachmals indeß wichtig wurde und gerade dann Werth erhielt, wo es sich um Alles für unsern Helden handelte, so erwähnen wir ihn schon jetzt öfter in unseren Begebenheiten, so wenig er auch hervorzutreten ein Recht hat. —

In Berlin hatte sich Steuben sofort bei dem Gouverneur, General von Hülsen, gemeldet, der ihn mit Freude und großen Achtungsbezeugungen empfing und zu Tische lud. Nachdem er sich bei ihm über etwa inzwischen eingetretene Veränderungen bei Hofe Belehrung geholt hatte, erkundigte er sich nach seinen Petersburger Mitgefangenen, denn das Gouvernement der Hauptstadt war stets das allgemeine Anfrage= und Adreßbureau für die preußische Armee. — Es war nicht zu verwundern, daß Steuben gerade an seinen Schicksalsgenossen in Petersburg lebendiger Theil nahm, wie an anderen Kameraden. Furcht wie Hoffnung und ihr ge=

meinsames patriotisches Unternehmen hatte sie enger mit ihm verknüpft, menschlich ihm näher gebracht, als dies mit anderen Offizieren im Wechsel des langen Krieges möglich geworden war. Besonders aber hatte Steuben mit dem Obersten, nunmehr General-Lieutenant von Koch wie den Adjutanten Knoblochs, von Romanai und de l'Enfant innige Freundschaft für's Leben geschlossen. Sie hatten einander gelobt, wo sie das Schicksal auch immer hin verschlage, stets brieflich im Zusammenhange zu bleiben. War dies während der letzten Kriegsaffairen rein unmöglich gewesen, so wünschte Steuben doch jetzt, mit ihnen den Verkehr wieder aufzunehmen, ohne zu ahnen, daß dies ihm in der Zukunft ein großer, vielleicht sein einziger Trost werden sollte. Mit lebhaftem Vergnügen hörte er, daß Koch eins der Berliner Garnison-Regimenter erhalten habe, de l'Enfant wie Romanai aber unter ihm dienten. Da er erst gegen Abend in Potsdam zu erscheinen brauchte, suchte er nach dem Diner bei Hülsen alle Drei auf und verlebte in Kochs Familie mit ihnen einen vergnügten, erinnerungsreichen Nachmittag. Gegen 6 Uhr saß er wieder zu Pferde und ritt, von den Freunden bis Steglitz begleitet, nebst Vogel zum Potsdamer Thor hinaus.

Der Hof Friedrich II. war bekanntlich eine gute Reihe Jahre nach dem Kriege wenn nicht einer der glänzendsten, so doch gewiß einer der geistvollsten und imponirendsten seiner Zeit. Die Helden, welche der Krieg geboren, aber auch auf den Operationsfeldern zerstreut und nur gelegentlich flüchtig zusammengeführt hatte, vereinte jetzt der Friede um den Thron. Das Waffengeräusch war verstummt. Neben Heilung der Wunden, an denen der Staat litt, der Hebung der Kultur, dem Ausbau der Gesetze und Besserung der Verwaltung war es namentlich Friedrich II. Vorliebe für Literatur und Kunst, welche ihr altes Anrecht jetzt an ihn geltend machte und besonders der Geselligkeit bei Hofe seine sinnig-poetische Physiognomie verlieh. Das Eine nur war schade, daß die Dichtungen, welche der König liebte, rein französisches Gefieder trugen, die Musik sich aber meist nur auf italienischer Schwinge wiegte. Es war eben noch die Epoche, wo die deutschen Höfe wie das deutsche Volk zur Amme seiner Bildung Frankreich erwählt hatte und mit dem gesunden geistigen Leben, was dieses Land ihm lieh, auch einen großen Theil seiner ungesunden Säfte in sich aufnahm. Aber das sollte man noch lange — lange nicht merken. Das

geistige Fluidum, was über den Rhein herkam, war zu süß und berauschend, um es nicht in vollen Zügen einzuathmen, als das Universalmittel gegen alle heimische mittelalterliche Barbarei, als das einzige Lebenselixir, um den guten deutschen Michel wieder auf den Strumpf zu bringen. —

Jener kleine aber köstliche Konzertsaal ist es, den Menzels meisterhafter Pinsel mit den Gestalten jener Tage belebt hat, in welchem der Hof seit einer Viertelstunde sich versammelte. Der musikalische Genuß ist nach dem Kriege wieder so neu, die Herzen, ob männlichen oder weiblichen Stoffs, sind so empfänglich für das so lang entbehrte Schöne, daß man zahlreicher versammelt ist, als je zuvor. Dies Konzert ist eine Art Jubelhymne auf die Seligkeit theuer erkauften Friedens! — Rings im Kreise sitzen die Damen, in ihrer Mitte die Königin, die Prinzessinnen. Rosig erglüht hier manche schöne Frau und manche Jungfrau aus alten Geschlechtern, welche, scheinbar vergessen, uns dennoch in ihren Enkeln die Helden unserer Tage gegeben haben! Hinter oder neben ihnen, wie im Kranze um die Blumen die grünenden Blätter, um sie zu heben und ihren Glanz zu erhöhen, umstehen sie die Staatsmänner Preußens,

die Helden, welche den Kampf des Jahrhunderts unlängst siegreich geendet haben!! Da ist Prinz Heinrich, der Sieger von Roßbach. Unweit von ihm, mit Herzberg plaudernd, Herzog Carl Wilhelm von Braunschweig-Bevern, der zu Cassel den letzten Sieg errang. Hier ist Maupertuis und Mylord Marechall, von Keith, Bruder des bei Hochkirch gefallenen Feldmarschalls. Mit General von Hülsen und dessen Gemahlin plaudert Seidlitz, der Stolz der preußischen Reiterei, der leichtlebige Baron Pöllnitz aber bildet mit Hofprediger Des Champs und dem Hofmaler Pesne eine Gruppe. Noch viele wären zu nennen, denn Wer aus diesen großen Tagen fehlte heute bei der ersten musikalischen Soirée außer dem greisen Ziethen, den das Alter bereits an's Haus zu fesseln beginnt. In Mitte des Saals aber, am Notenpult unter dem großen Lustre von Crystall steht Friedrich der Einzige, die Flöte in der Hand, Quanz, die Brüder Graun und Benda um ihn her.

Das letzte Flüstern verklingt, denn der König sieht sich rings um. Das Quintett soll beginnen. In diesem Augenblicke tritt Friedrich von Steuben ein.

„Ei, da ist Er ja, Steuben!“

„Melde mich zu Ew. Majestät persönlichem Dienst!“

„Versteht Er Was von Musik?“

„In meiner Jugend, — vor dem Kriege, spielte ich erträglich die Geige; mein Vater liebte dies Instrument.“

„Da wird Er wohl nicht mehr viel prästiren, wenn Er die Violine nicht etwa in's Feld mitgenommen hat! — Aber Notenlesen kann Er doch noch?“

„Ich hoffe, Majestät.“

„Gut, komm Er her, schlag Er mir die Blätter um, damit Er den persönlichen Dienst —“ der König lächelte, „gleich anfängt!“

Steuben verbeugte sich, trat an des Königs rechte Seite, — das Konzert begann.

Welche Absicht Friedrich mit dieser Dienstleistung bezweckte, da er sie sonst von Niemand beanspruchte, ob er Steuben auf diese Weise Jedermann zeigen wollte, oder plötzliche Laune allein der Grund war, bleibe dahin gestellt. Im Ton der Worte, mit denen er Steuben aber an seine Seite gerufen hatte, lag so viel gemüthvolle Heiterkeit und Wärme, daß jedenfalls eine Regung persönlichen Wohlwollens aus ihnen hervorleuchtete. Ob mit oder ohne Absicht, besser konnte er seinen jüngsten Adjutanten jedenfalls nicht vor dem Hofe in Scene setzen.

Da Alles lauschend auf den königlichen Flötenspieler sein Auge gerichtet hielt, war es ganz unmöglich, Steuben neben ihm nicht zu sehen, wie er, den Hut in der Linken, die Noten verfolgte und die Rechte an den Rand des Blattes legte, und den Augenblick, umzuschlagen, erwartete. Es lag so viel Einfachheit, Grazie und Schönheit in dem Bau, im Gesicht, in den Bewegungen des jungen Mannes, daß Aller Blicke mit Wohlgefallen an ihm hingen. Niemand gefiel er aber besser, als der Schwester des Grafen von Anhalt und als sein Blick während des Zwischensatzes der Geigen ein wenig umherschweifte und derselbe die seitwärts sitzende Comtesse Sophie blitzend traf, in seinen Zügen Seligkeit sich spiegelte, da erröthete sie tief und verbarg rasch hinter dem Fächer die Bewegung ihres lieblichen Gesichts.

Als die Pièce geendet hatte, nickte der König Steuben lächelnd zu, indem er die Flöte auf das Pult legte. „Ich habe mit Ihm nach der Soirée in meinem Kabinet noch Etwas zu sprechen, amüsire Er sich jetzt nur.“

Steuben verbeugte sich, trat zurück und der König machte bei den Herrschaften, die sich erhoben hatten, die Runde.

Herzog von Bevern kam mit ausgestreckter Rechte nunmehr auf Steuben zu und schüttelte ihm die Hand. „Ich freue mich, mein wackerer Steuben, Sie in Sr. Majestät Nähe zu sehen. Wir werden nun wohl öfter zusammenkommen und — wie mir scheint, in engerem Verkehr als hier, oder — wo's sonst im Leben thunlich ist. Prinz Heinrich, Hoheit, scheint Sie auch begrüßen zu wollen!“ Beide Herren schritten zu dem Prinzen, der Steuben lächelnd zunickte.

„Willkommen!“ sagte derselbe. „Man ist mit Ihnen sehr zufrieden und bei mir haben Sie von Sachsen her schon einen Stein im Brett. Ich wünsche Ihnen, daß Sie in — dieser Atmosphäre so glücklich sein mögen, wie Sie im Kriege und bei schönen Frauen es schon gewesen sind. Lassen Sie sich aber nicht verleiten,“ des Prinzen Stimme sank zum Flüstern herab, „zu kühn zu werden! Einem Monarchen sehr nahe stehen, das hat — seine Uebelstände; ich spreche aus Erfahrung. Vergessen Sie also nie, daß Sie doch nur stets — der Capitain von Steuben für gewisse Leute bleiben, mag die Umgangsform auch, welche man gegen Sie anwendet, viel Blendendes haben. Ich bin Ihr aufrichtiger Freund, Steuben, deshalb sage ich Ihnen das. Sollte Ihnen

irgend eine Angelegenheit aufstoßen, bei der Sie — Rath brauchen, kommen Sie zu mir!“

„Ich werde mich dieses Vorzugs, Königliche Hoheit, durch Bescheidenheit und Veneration stets würdig zu machen bestreben!“ —

Die Aufnahme, welche Steuben bei den hohen Herren wie Damen fand, war die ausgezeichnetste von der Welt. Die Adjutanten von Krusemark und Graf Anhalt besonders kamen ihm mit einer warmen Vertraulichkeit entgegen, welche sie früher, trotz aller sonstigen Höflichkeit noch nicht an den Tag gelegt hatten. Daß der König ihn insgeheim sprechen wollte, die Andeutung Beverns betreffs einer größeren Intimität, endlich des Prinzen Heinrich nicht zu verkennende Warnung waren Dinge, welche unserem Helden um so mehr im Kopfe herumgingen, als er nicht zu fassen vermochte, was man mit ihm vorhatte. Sobald es möglich und schicklich war, näherte sich Steuben der Gräfin Anhalt und ihrer schönen Schwägerin.

„Da haben wir ja unseren petersburger Bayard sans peur et sans reproche wieder!“ lächelte die Gräfin, ihm die Hand reichend. „Sie können sich denken, daß wir nach Allem, was seit dem 17. Juli vorigen Jahres

geschah, einen ganzen Sack voll Fragen an Sie zu richten haben. Neugier ist einmal ein Frauenlaster! Hier dürfen wir es nur nicht befriedigen, dafür aber nächstens, wenn der große Schauerakt vorbei ist!“ —

„Nach einem Schauerakt, Allergnädigste?“

„Ach das wissen Sie noch nicht, was man Fürchterliches mit Ihnen machen will? Nun, nun, nur Muth und — auf Wiedersehen!“

„Ich werde nicht verfehlen, Ihnen meine Aufwartung zu machen, sobald ich über die — Natur des Schauers aufgeklärt bin. Ich begrüße Sie, gnädigste Comtesse, und hoffe, daß auch Sie mir ein wenig Wohlwollen bewahrt haben.“

„Seien Sie davon überzeugt!“ erwiderte Sophie herzlich, obwohl über sich selbst erröthend. „Was Sie während Ihrer Abwesenheit Rühmliches leisteten, hat mein Wohlwollen Ihnen sicher nicht entzogen!“

Gern hätte Steuben mehr mit der Comtesse gesprochen, doch es ließ sich nicht thun. Erstlich war die Gräfin in der Nähe und genug Damen saßen um Sophien herum, die lauschende Ohren hatten, ferner war bei diesen Hofzirkeln keine längere Conversation möglich. Die Zwischenpausen des Konzerts waren kurz und dann

schwirrte Alles durcheinander, Jeder hatte mit Jedem eine Begrüßung, eine Frage oder kurze Mittheilung zu wechseln und kaum stand der Eine Rede, als schon ein Anderer sein ernstes oder munteres Wort an einen der Sprecher richtete. So endete, nachdem der Thee, Wein und leichte Speisen servirt worden waren, die erste Soirée, welche Steuben bei Hofe erlebt hatte.

Alles zog sich gegen elf Uhr zurück, die Königin mit ihren Damen zuerst, die Musiker und Sänger zuletzt, nur der König, Graf Anhalt und Steuben blieben zurück.

„Kommen Sie, Messieurs," sagte er französisch und schritt ihnen vorauf nach seinem Arbeitskabinet, wo Fredersdorf ihm Hut, Handschuhe und Degen abnahm. Mit stummer Geste befahl Friedrich, daß beide Adjutanten sich setzen sollten, sein Gesicht nahm jetzt die Miene eines feierlichen, zugleich aber eigenthümlichen Ernstes an. — Fredersdorf zog sich zurück.

„Was ich Ihnen jetzt sagen will, lieber Steuben," er blieb bei der französischen Sprache während der ganzen Unterhaltung, „spreche ich nicht als Monarch, sondern als Mensch zu seinem Mitmenschen. Wenn ich mit Einem meiner Umgebungen so weit in's Vertrauen

gekommen bin, wie mit Ihnen, Steuben, dann gehe ich, wie das bei Unserem Anhalt hier, dem Herzog von Bevern und Anderen geschah, einen Schritt weiter! Ich nehme ihn dann unter die Männer der Gesellschaft auf, welchen gestattet ist, in den kurzen Stunden, die uns zu dem gemeinsamen Werke gegönnt sind, in mir den König zu vergessen und nur den Menschen, den durch Gottes Fügung ihm gleicherschaffenen Bruder zu sehen! Ich bin Freimaurer und ich wünsche, Sie würden es auch!“

„Ew. Majestät Wunsch ist mir ein ehrenvoller Befehl.“

„Da sehen Sie die Sache von vornherein falsch an! Maurer zu werden, kann und darf man Keinem befehlen. Das muß ein Akt freiwilligen Entschlusses, muß — das Herzensbedürfniß eines freien Mannes sein! Ich habe keinen besonderen Zweck, Sie in den Orden aufzunehmen, Sie werden mir dadurch weder lieber, noch ich Ihnen ein Anderer. Ich möchte Ihnen aber, weil Sie Mann meines Vertrauens sind, etwas geben, was Ihnen noch mangelt und in dessen Besitz ich mich glücklich fühle! Ganz gleich, ob Sie dann in meiner Nähe, ob Sie wo anders in meinen Diensten sind, oder ob Sie in fernen Ländern freundlos unter

fremden Menschen wohnen müssen, — sind Sie Maçon, dann haben Sie überall und selbst in der Einsamkeit einen vertrauten Freund, mit dem Sie reden können, dann wird es auf dem weiten Erdenrunde keine Stätte geben, die nicht, sobald Ihr Fuß sie betritt, Ihnen zur Heimath würde. — Dieses Glück wünsche ich Ihnen zu verschaffen, will den zweiten, geistig höheren Menschen in Ihnen erwecken, den Menschen, der der ewige Steuben, der Gott-Charakter wird, wenn der andere, der kleine Steuben, Flügeladjutant etcetera — dahin geht, wohin wir Alle durch die letzte Wanderung kommen. Haben Sie mir auf diese Anschauung etwas zu erwidern?"

„Nichts, als eine Frage. — Ist denn der Glaube, ist nicht die Kirche mit ihrem Gottesdienst der sicherere Weg hierzu?"

„Gewiß, Steuben, nicht blos der sichere, der geeignetste, er ist auch für die große Summe der Menschen, für's Volk, der einfachste, faßlichste. Es giebt aber in dieser Summe Menschennaturen, die nun einmal höher veranlagt sind, als die alltäglichen Menschen, Naturen, welche über die Vorstellungen und Grenzen hinüberschauen, die die Religion hegen und ziehen muß, will sie nicht

gestaltlos für uns werden! In solchen Mannesseelen thut sich dann eine Sehnsucht kund, die weder die Schönheit dieser Erde, weder Mannes-, Frauen-, noch Kindesliebe, die auch der herrlichste Gottesdienst und die höchsten Wunder der Kunst nicht zu überwältigen vermag! Eine Sehnsucht, Steuben, weiter zu dringen, höher zu wachsen im Geist und diese Sehnsucht wird dann zur Klage, zum Wehe in uns über unsere Unzulänglichkeit und Endlichkeit. Diese Klage verstummt in der Maurerei, denn aus der Sehnsucht wird — bewußte Ueberzeugung! — Zwei Wege giebt's zu Gott, den Einen gehen Alle durch den Glauben, durch die Kirche, den Anderen gehen Einzelne, von allmächtigem Drange getrieben, durch die Maurerei! Wer aber ein vollendeter Mensch werden will, so weit er nur kann, der geht in die Kirche und geht in die Loge, er geht zwei ewige Wege des Heils zugleich! — Haben Sie mich verstanden?! Haben Sie die Möglichkeit, das könne am Ende wahr sein, empfunden?!"

„Ja, Majestät! — Ich will darum, nicht Ihretwegen, sondern meinetwegen beide Wege gehen Ich bitte um Aufnahme in den Orden!"

Friedrich II. umarmte Steuben und küßte ihn. „Damit begrüße ich Sie vor der Schwelle des Baues.

Morgen Nachmittag gehen Sie zu Graf Anhalt, Abends sehen wir uns Beide in einem anderen Zustande, anderem Lichte wieder! Gute Nacht, Steuben!"

Erschüttert verließ unser Held den König, der vor seinem Geiste jetzt in der Glorie überirdischer Majestät erstrahlte. Am andern Tage wurde des großen Friedrich Adjutant ein Freimaurer und hat es nie bereut.*)

Selbstverständlich war dadurch, daß er seinen Monarchen, den Herzog von Bevern, Anhalt, Krusemark und eine Menge Offiziere unter Bürgern, Fabrikanten und Kaufleuten im Ordenshause fand, Steubens Stellung wie Beziehung zum Könige selbst in Nichts verändert. Im Dienste, im äußeren Leben war Friedrich II. für ihn der König, in der Loge war er ihm Lehrer, Vorbild, Bruder. Beide Stellungen trennten eben die Wände der Loge, trennte das gelobte Geheimniß. Kein Mensch merkte Friedrich II. den Maçon an und er litt es auch

*) Es ist nicht nur im Allgemeinen, sondern selbst unter Historikern die Annahme verbreitet, Friedrich II. sei zwar Maçon geworden, aber er habe „die Sache bald satt gehabt." — Diese Annahme ist falsch! Erst vor Kurzem ist noch ein Belag dafür entdeckt worden, daß der große König noch in seinen letzten Lebensjahren maurerisch gewirkt hat und für des Ordens Gedeihen im Lande thätig gewesen ist! — D. V.

von seiner Umgebung nicht, daß sie ihn im profanen Leben daran erinnerte. — Insofern brachte diese neue Beziehung zum Könige und zu verschiedenen Herren am Hofe eine Veränderung zu Wege, daß die Art des gegenseitigen Umganges besonders milder, von ruhiger, prätentionsloser Innigkeit durchleuchteter wurde. Der König redete seinen Adjutanten nicht mehr an: „Hör Er, Steuben," sondern „Lieber Steuben, hör Er 'n mal." Keine Vertraulichkeit duldete Friedrich, aber jenes ehrfurchtsvolle kindliche Vertrauen, mit dem Diejenigen seiner Umgebung, welche dem Orden angehörten, ihm nahten. Es ist bekannt, daß er anderen Cavalieren, welche aus nicht ganz reinen Motiven die Aufnahme nachsuchten, kurz und rund sagte: „Er? — Er ist 'n ganz guter Kerl, dazu aber paßt er nicht. Geh' Er in die Kirche, das ist für Ihn genau eben so gut!" In seiner neuen Stellung fand aber zwischen Steuben und Graf Anhalt ein besonderes gegenseitiges Anschließen, eine Freundschaft statt, die über das bloße Kameradschaftliche, über den sozusagen täglichen Bedarf geselliger Höflichkeit und Werthschätzung ging. Beide Männer lebten sich seelisch nämlich mehr in einander ein, ohne daß in den Umgangsformen etwa eine auf=

fällige Cordialität hervorgetreten wäre. Dieses gegenseitige Anschließen hatte zur Folge, daß Graf Anhalt Steuben sein Haus öffnete, mit ihm bei sich unter vier Augen oft über Dinge sprach, die Steuben nicht ganz oder nicht richtig in der Ordenslehre aufgefaßt hatte. Wenn sie dann zu der Familie des Generaladjutanten nach solchem Discurse zurückkehrten, sagte die Gräfin oft lächelnd: „Sie haben wohl wieder was fertig gemauert?“ — „O, ein ganzes Stockwerk!“ — „Das muß ja aber schon bald so hoch wie der babylonische Thurm sein!“ — und man lachte herzlich darüber. — Aus diesem traulichen Verkehr der Männer erwuchs auch eine größere Traulichkeit und Annäherung Steubens an die Gräfin und Comtesse Sophie, und die leider etwas zu sehr genährte Eitelkeit unseres Helden verlockte ihn zu thörichten Hoffnungen, ja ließ ihn endlich die Grenze vergessen, welche das Geschick ihm gesteckt hatte. —

Steuben war blutarm. Sein Gehalt mit den Revenuen seiner Domherrnstelle brauchte er völlig auf und selbst wenn er es bis zum Generaladjutanten oder Regimentsobersten gebracht hätte, würde er Sophien von Anhalt nie das aristokratische Leben haben bieten können, dessen sie — zumal als dem Hofe attachirt, jetzt genoß.

Sein Vater hinterließ ihm künftig gewiß Nichts, denn derselbe hatte auch nur ein Majorsgehalt, kurz damals war, noch mehr wie heute, der preußische Offizierstand ein glänzendes Elend, allein gemildert und versöhnt durch den Ruhm, der im Felde durch manchen Schweiß- und Blutstropfen errungen worden war und durch eine hervorragendere Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft. Gewiß waren Graf von Anhalt, wie seine Schwester reich, aber wir können wohl Steubens Ehrenhaftigkeit zutrauen, daß er ein Mädchen, welches er heiß und innig liebte, gewiß nicht aus lucrativer Berechnung sein zu nennen wünschte. — Er hätte aber nicht blos erwägen sollen, daß die eigene Mittellosigkeit ihm verbot, an eine solche Verbindung zu denken, sondern vor allen Dingen hätte er den höheren Rang des Grafen erwägen müssen. — Selbstredend vergab sich damals eine Comtesse eben so wenig Etwas, wenn sie einen Herrn Von heirathete, als heut zu Tage ein Adliger an Stellung und Ansehen sonderlich verliert, wenn er eine Dame aus dem gebildeten Bürgerstande zur Lebensgefährtin wählt. Bei Sophie von Anhalt lag die Sache jedoch sehr viel anders. Sophie, ihr Bruder Leopold Ludwig, der General-adjutant, sowie ein anderer älterer Bruder, welcher als

Chef des Garde-Grenadierregiments in der Schlacht bei Torgau ruhmvoll gefallen war, waren die leiblichen Kinder Wilhelm Gustavs, des Erbprinzen und ältesten Sohnes Leopold I, Fürsten von Dessau, des alten Dessauers und Johanna Sophie Herre, der schönen Brauerstochter von Dessau. Allerdings waren die Grafen Anhalt von Mutters wie Vaters Seite, nach adligen Begriffen, nicht reiner Abkunft, denn Wilhelm Gustav war der Erstling von des alten Dessauers und der Fösin, der Anne-Liese, gewesen, aber nicht nur sie war zur legitimen Fürstin erhoben, ihre Kinder für ehelich und successionsfähig erklärt worden, die Kinder Wilhelm Gustavs, der vor seinem Vater, dem Fürsten, starb, waren von Leopold I., und seinem zweiten Sohne und Nachfolger Max Leopold II. wie von König Friedrich anerkannt, sondern von dem Kaiser in den erblichen Reichsgrafenstand erhoben worden. Nicht nur ihr Vater, Oheim und Großvater (der alte Dessauer) hatten für Preußens Sache ritterlich gekämpft, die Grafen von Anhalt selbst waren nicht minder treue Diener Friedrichs gewesen und während der Eine den Heldentod erlitt, hatte der Generaladjutant als vertrauter Freund den König auf allen Kriegszügen begleitet. Wenn Steuben darauf seine Hoffnung gründete, daß er

Sophien ebenbürtig sei, weil sie, wie ihre Brüder — illegitim geboren waren, dann täuschte er sich aufs Kläglichste. Nicht nur daß sie immer die Kinder eines Fürsten blieben, das Haus Anhalt-Dessau war schon seit dem großen Kurfürsten und Johann Georg III. wiederholt durch Prinzessinnen aus dem berühmten Hause Nassau-Oranien mit den Hohenzollern blutsverwandt und Friedrich II. wahrlich nicht so ungerecht, einer Verwandtschaft, die vom Urgroßvater her sich so treu in allen Nöthen Preußens bewährt hatte, blos deshalb zu vergessen, weil sich etwas Apothekers- und Brauersblut mit ihr vermischt hatte. Das bewies er durch die Stellung, welche er Anhalts Verdiensten einräumte und daß er dessen Gemahlin wie Schwester zu den der königlichen Familie nahestehenden Personen rechnete. — Wäre Steuben weniger eitel, aber kaltblütiger und besonnener gewesen, er hätte sich gewiß gesagt, daß es sein sehr Bedenkliches habe, sich in eine so hohe, dem preußischen Königshause nahe Verwandtschaft drängen zu wollen, hätte das Gefühl haben müssen, daß Sophie zur Verbindung mit Söhnen aus den ältesten und reichsten gräflichen oder fürstlichen Häusern Deutsch-

lands berechtigt sei, falls dieselben nicht grade regierende Herren waren. —

Noch einmal trat das Geschick warnend mit einer Frage zwischen Steuben und einer — wenn auch verzeihlichen, doch nimmer zu rechtfertigenden That. — Er mochte bereits zwei Monate in den Dienst des Königs zurückgekehrt sein, — es war Mitte Mai und Potsdam ein einzig Blumenmeer, als Friedrich von Steuben ein wenig erwartetes Ereigniß begegnete. Ein Billet des jetzigen russischen Gesandten, Grafen Panin, lud ihn in dessen potsdamer Sommerwohnung, da Excellenz ihm eine „angenehme Mittheilung“ zu machen habe. — Wir erinnern uns so gut als Steuben, daß Panin ein enragirter Russe, einer der heftigsten Feinde Peter III. und Intimus Alexanders von Orlow war. Unserem Helden mußte es sehr auffällig sein, daß grade dieser Mann ihm so besonders Angenehmes zu sagen haben olle und diese Selbstfrage machte ihn stutzen.

„Ist es Majestät allergnädigst genehm, dies Billet Panins anzusehen?“ sagte der Flügeladjutant, sofort nach Empfang des Schreibens es Friedrich aushändigend.

„Aha, nun kommt Sie!“ lächelte der König sarkastisch, nachdem er die Invite gelesen hatte. „Er

ist doch über die Annehmlichkeit klar, mein lieber Steuben?"

„Ich fürchte, daß ich darüber nur zu klar bin. — Mir fällt indeß auf, daß grade Panin diese Offerte zu machen hat!"

„Mir gar nicht, ich sehe das Spiel durch und durch. — Die Kaiserin wünscht Ihn zurück und als Amateur. Sie wird Ihren herzliebsten Steuben an den Schwur mahnen und diese Mahnung, wahrscheinlich mittels eines Handbillets, muß Panin naturgemäß als Gesandter an Ihn übermitteln. Gesetzt, unser guter Steuben ist eben so eitel wie schwach, zu glauben, die Liebe einer hohen Dame erhöhe ihn zu ihr, gesetzt Unser Steuben quittirte den — kleinen König von Preußen, um der erste Mann im Winterpalais zu sein, — glaubt Er denn, Panin wisse durch die Orlows nicht bereits, was in dem Billet doux etwa stehen könne? Glaubt Er, lieber Steuben, Er würde je die Newa zu Gesicht bekommen?!"

„Ich werde Sie nie wiedersehen, Majestät! Aber gesetzt, ich wäre Thor genug, König und Vaterland in den Wind zu schlagen und abzureisen, wer wollte mich hindern, anzukommen?"

„Wer? — Ein unfreiwilliger Sprung vom Verdeck! Die unglückliche Kugel eines Grenzbeamten!“

„Majestät!!?“

„Ach, glaubt Er denn, die Helfershelfer, welche Catharina zur Wittwe machten, würden sich gutwillig einen Vice-Kaiser vor die Nase setzen lassen, der die theuren Altrussen „à la Prussien“ modernisirte? Hat Er wirklich gar so wenig in Petersburg und von jenem 17. Juli gelernt?“

„Majestät haben Recht! — Wenn ich Catharinas Rufe folgte, ich handelte nicht nur an Höchst-Ihnen undankbar, nicht nur als Mensch und Bürger schlecht, ich handelte wie ein Selbstmörder!“

„Da hat Er Recht, — wenn Er sich wirklich selber so sehr hassen wollte, könnte Er sich das hier mittels eines Pistols besorgen, ohne die zweite schimpflichere Gemeinheit auf sich zu laden, den — männlichen Harem einer hohen Dame als erste Schönheit zu zieren. Eine große und kluge Herrscherin ist Catharina gewiß, lieber Steuben, aber — eine sehr gewöhnliche Frau!“ —

„Ich werde den Brief in Empfang nehmen und Eurer Majestät verschlossen übergeben.“

„Er ist Sein freier Herr! Thue Er, was Er in dieser Sache für correct hält.“

„Ich habe das Recht, Majestät, Denjenigen zum höchsten irdischen Richter über mich zu machen, der mein Landesherr ist!“ Sclavische Wedelei!

„Ja, ja, frage Er nur in allen Dingen Seinen König, das ist dem lieben Gott schon recht, denn Der machte mich allein zu Dem, was ich bin. — Er findet mich in der großen Allee.“ —

Steuben begab sich zu Fuß von Sanssouci nach Potsdam hinein zum Sommerlogis Panins, das in der Nähe des königlichen Stadtschlosses lag. Er wurde von dem russischen Botschafter mit der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit empfangen. —

„Ich habe mich also nicht in der schmeichelhaften Hoffnung betrogen, Sie nach Empfang meines Billets bei mir zu sehen?“

„Das durften Sie mit Sicherheit voraussetzen, Herr Graf. Wenn Ihre kaiserliche Majestät sich herabläßt, mich einer besonderen Botschaft würdig zu halten, so versteht es sich von selbst, daß ich solcher Ehre mit Ehrfurcht entgegenkomme.“

„Allerdings ist diese Botschaft von besonderer Huld, denn sie besteht nicht in einer bloßen Benachrichtigung, einem Wunsche oder einer Erwartung der hohen Frau, welche ich Ihnen auszusprechen beauftragt wäre, sondern in einem eigenhändigen Allerhöchsten Briefe an Sie!"

„Das habe ich erwartet," entgegnete Steuben trocken.

Panin fuhr zurück. „Sie? Erwartet? — Sie sind höchst zuversichtlich, mein Herr!"

„Bei dem persönlichen Vertrauen Ihrer hohen Gebieterin zu meiner Wenigkeit kann mich eine direkte Mittheilung Derselben nicht mehr frappiren. Ich bin bereit, sie entgegen zu nehmen."

„Zweifeln Sie nicht, daß ich alsbald dies Allerhöchste Schreiben in Ihre Hand legen werde. Sie gestatten aber doch gewiß, daß, — da der Gegenstand, den dies Handbillet enthalten dürfte, zarter Natur sein könnte, ich einige Vorsicht beobachte."

„Herr Graf, meines Wissens haben Sie Nichts zu beobachten, als mir den von kaiserlicher Majestät an mich gerichteten Brief zu übergeben, oder ihn mir nicht zu übergeben! Betrifft es so zarte Dinge, daß Sie sich bei der sehr einfachen Ceremonie des Ueberreichens

glauben erst sichern zu müssen, dann nehme ich Anstand, ein derartiges Schreiben zu empfangen."

„Mein Herr?!!" —

„Ganz gewiß. Ich würde mir nämlich sagen, wenn Majestät Ursache haben, mir — gewissermaßen mit Gnädigster Intimität, — irgend eine Mittheilung zu machen, daß es dann mein Geheimniß ist! Wenn Ihro Majestät Sie aber über den Inhalt des Billets verständigt hat, ich mich dann nicht berechtigt halte, es mein zu nennen! Ich würde mich dann begnügen, seinen Inhalt von Ihnen nur zu hören, denn dann wäre derselbe officiell!"

Panin war in höchster Verlegenheit. Um sie zu verbergen, wandte er sich ab, trat an den Tisch, öffnete eine Art Kassette von Leder und nahm ein wohlversiegeltes Schreiben heraus. — „Sie fassen die Angelegenheit etwas eigen auf. Ich weiß vom Inhalte dieses Briefes natürlich Nichts, Majestät hat auch nicht geruht, mir über dasselbe irgend welche Weisungen oder Andeutungen zu geben, außer dem Befehl, Ihren Beschluß betreffs der Frau Kaiserin mit allen Mitteln und meinem ganzen Ansehen zu unterstützen! Hier, mein Herr, ist der Brief."

Steuben nahm ihn und schob ihn in die innere Brusttasche seiner Uniform.

„Sie lesen ihn nicht?"

„Gewiß, aber nicht hier, sondern in meinem Kabinet. — Da der Inhalt, wie Sie andeuten, vertraulicher Natur ist, Sie aber Nichts von demselben wissen, so werde ich Sie auch nichts davon wissen lassen!" —

„Ich begreife Ihr Zartgefühl, noch mehr Ihre politische Vorsicht! Jedenfalls aber werden Sie mich doch benachrichtigen, welchen Beschluß Sie diesem Billet zufolge gefaßt haben."

„Mir scheint, daß ich verpflichtet bin, diese Benachrichtigung direkt an die Majestät zu richten und daß Sie nur die Uebermittelung gütigst übernehmen."

„Wenn eine Antwort erforderlich ist, ganz sicher. Ich glaube aber, die beste Nachricht für meine Kaiserin würde Ihr persönliches Erscheinen in Pertersburg sein, ich aber würde die angenehme Pflicht haben, Ihre Reise zu unterstützen!"

„Dies sind Annahmen, Herr Graf, welche nicht blos sehr gewagt sind, sondern — verzeihen Sie, — etwas voreilig. Erstlich muß doch erst das kaiserliche

Handschreiben erweisen, daß Majestät mich bei sich wünscht, dann fällt doch auch in's Gewicht, ob ich eine so huldvolle Auszeichnung anzunehmen vermag, oder ob nicht dies Billet ganz etwas Anderes enthält, was mit meiner Person wenig, mit einer Anwesenheit meinerseits bei Ihro Majestät gar Nichts zu thun hat?"

„Allerdings alle diese und wer weiß, welche Annahmen sind möglich!" sagte Panin in gereiztem und spöttischem Tone. „Würden Sie aber in Folge des kaiserlichen Briefes sich gemüßigt sehen, die Antwort auf ihn selbst zu überbringen, dann dürfte ich doch wohl erwarten, daß Sie mir kund thun, ob Sie über Stettin zu Wasser oder den Landweg zu reisen belieben?"

„Das weiß ich noch gar nicht, ob ich Ihnen das sagen würde!"

„Sie sind mir etwas räthselhaft, Herr von Steuben. Man kann in der Vorsicht auch zu weit gehen!"

„O, wenn es Ihro Majestät betrifft, geht man nie zu weit!!"

„Mein Gott, wie wollen Sie denn aber reisen?"

„Mit meinen eigenen Mitteln und auf meine eigene Methode, Herr Graf. Es bedarf dazu weder Ihrer

Pässe noch Ihrer Bemühungen für mein Wohl unterwegs! Ich finde, daß hierüber aber jedes Wort vorher ganz unnöthig ist.“

„Ich begreife Ihr Verhalten gegen mich. Sie mißtrauen mir, weil Sie wissen, daß ich zu den Widersachern der Pläne gehörte, welche der selige Czar gehegt und theilweise ausgeführt hat. Jetzt ist von denselben aber gar nicht mehr die Rede, denn wir haben in Ihro Majestät eine national gesinnte Beherrscherin.“

„Das ist mir bekannt, aber auch sehr gleichgültig, denn so viel ich weiß, hat Ihro Majestät mit mir weder wegen der russischen, noch weniger aber habe ich mit Ihr wegen der preußischen Politik Etwas zu thun. Zwischen Höchst=Ihr und mir besteht nur ein persönliches Verhältniß und daß es persönlich bleibe, dafür zu sorgen, ist meine Sache! Ich empfehle mich Ihnen, Herr Gesandter!“

„Darf ich vorher nicht um eine Bescheinigung darüber bitten, daß ich meiner Gebieterin Brief in Ihre Hände gelegt habe?“

„Das versteht sich von selbst. Ich werde Ihnen die Quittung sogar gleich russisch schreiben!“ — Steuben

setzte sich an Panins Arbeitstisch und fertigte ihm den Schein aus.

Panin stand neben ihm. „Und Sie haben keinerlei Neigung, Veranlassung oder Gründe der Klugheit, sich mit der nunmehr herrschenden Partei bei uns zu — verständigen?!“ sagte er leise.

„Wenn ich Petersburg wieder sehen sollte, Excellenz, so besuche ich die Kaiserin, aber keine Partei. Ich verständige mich also mit Ihr, nicht mit Wem anders! Schlimm genug, wenn nicht die Kaiserin mehr, sondern eine Partei regieren sollte, dann wäre der 17. Juli übrig gewesen!“ Er verbeugte sich und verließ den Gesandten. —

„Ein unergründlich schlauer Schuft!“ murmelte Panin giftig. „Gelangt er wirklich noch zu Ihr, wird er Menschikoff selbst an Gewalt in Schatten stellen, die Opfer aber werden wir sein!“ — —

Se. Majestät promenirte in der großen Allee, seine Lieblinge, die Windspiele, umsprangen ihn. Unter diesen hohen Bäumen liebte er es, ohne irgend andere Begleitung zu lustwandeln und den erhabenen Grundsätzen und Gefühlen nachzuhängen, so manchen großen

und geheimnißvollen Fragen, die auf dem Grunde seiner Seele verborgen ruhten. Es ist bekannt, daß Friedrich II. so gut wie der große Kurfürst, und trotz des kritischen Skepticismus, den die Encyklopädisten in ihm erregt hatten, an die Prädestination glaubte. Gewiß hegte er die Ueberzeugung, daß der Mensch mit Freiheit handle, aus eigenem Willen, aus eigener Ueberzeugung und somit für seine Handlungen verantwortlich sei. Aber ebenso glaubte er, daß trotz dieser Freiheit und Verantwortlichkeit alle Handlungen der Menschen, alle ihre Schicksale einem großen Gesetze zwingender Nothwendigkeit unterliegen und daß des Menschen ganzes Geschick, die Art seines Lebens, zufolge dieses Gesetzes, von der Vorsehung vorher bestimmt sei! Der große König glaubte nicht blos, die Wahrheit dieser Ueberzeugung an sich selbst und den großartigen Wechselfällen seines Lebens erfahren zu haben, es bot sich ihm gerade in Friedrich von Steuben, an welchen so eben eine ganz eigenthümlich verhängnißvolle Frage herantrat, auffälliger als an irgend Jemand seiner jüngeren Umgebung eine Gelegenheit, diese göttliche Vorherbestimmung sich bewahrheiten zu sehen, oder nicht. Ein armer unbedeutender junger Mann des märkischen Adels, aus einem wenig hervorragenden Ge=

schlecht, eines Soldaten Sohn, vom Krieg schon als Knabe zum Soldaten gemacht, hatte die schwersten und glänzendsten Schlachten dieses großen Krieges trotz mehrfacher Verwundungen glücklich überstanden, um — gefangen zu werden und zwar kurz vor dem Tode von Friedrichs großer Feindin Elisabeth, gefangen zu werden, und Catharina II. Herz und Sinn zu erobern und mit Hülfe seiner Genossen das Mittel der Vorsehung zu werden, einen heillosen Krieg dadurch zu beenden, daß er Rußlands Thatkraft lähmte, den einzigen Gegner also, welcher Anfangs des Jahres 1762 Preußen noch verderblich werden konnte! Ungewöhnlich waren Steubens Gaben, das erkannte der große König wohl, ungewöhnlicher aber noch war Steubens Glück gewesen. —

„Die Vorsehung hat Großes mit ihm vor," sprach der König leise vor sich hin. „Sie ließ ihm eine Sache gelingen, welche über die Kräfte jedes anderen Mannes gegangen wäre! — Das ist Schickung, ist ein ihm vor seiner Geburt diktirtes Gesetz! Vielleicht hätte einem berechnenden Intriguanten es auch gelingen können, aber sein Herz weiß von Ränken und Schlichen Nichts! — Dazu ist er noch jung, Schönheit und Kraft des Leibes, Stärke wie Reinheit der Seele und ein bedeu=

tendes kriegerisches Wissen kommen ihm zu Hülfe, dazu der Ehrgeiz! — Es wäre ein unerhörtes Faktum, wenn das Bewußtsein seiner selbst und Dessen, was er erreichte, trotzdem sein Herz von Eitelkeit frei erhalten hätte! — Er ist gewiß noch zu Bedeutsamerem aufbehalten und seine Rolle noch nicht aus, obwohl ich nicht wüßte, welche besondere er nach diesem Kriege noch spielen sollte, er müßte denn bei Catharina wirklich auf die Leimruthe gehen! — Ah, da kommt er ja!" —

Steuben ward in der Allee sichtbar, sich rasch auf den König zu bewegend, auch Friedrich beschleunigte seinen Schritt. Als Beide einander nahe waren, verbeugte sich Steuben, griff in die Brusttasche seiner Uniform und brachte den kaiserlichen Brief zum Vorschein.

„Die Czarin hat Ihm also selbst geschrieben? — Wenn man es wissen darf, was will sie?" —

„Ich errathe es, obwohl ich es nicht weiß. Ich bitte, daß Majestät die Epistel zuerst erbrechen."

„Er wünscht das?"

„Ich ersuche Eure Majestät darum!" —

König Friedrich nahm den Brief, klemmte den Krückstock unter den linken Arm und öffnete das Schreiben. Eine Weile stand er still und überflog den Brief; keine

Muskel seines Gesichts regte sich. — „Er wird nunmehr einen kurzen und ernsten Entschluß fassen müssen, Steuben. Fasse er ihn bald und mit eben so freiem wie klarem Geiste!“ Er gab den Brief an Steuben zurück. „Lese Er ihn gleich!“ —

Der Flügeladjutant erröthete, als er der Kaiserin Schriftstück aufklappte und gleich die Worte ihm in's Auge fielen: „Friedrich! Einzig geliebter Steuben!“ — Er faßte sich indeß genug, um in dem Texte weiter zu lesen, welcher also lautete. — „Nachdem das Geschick Unsere und Deine Wünsche erfüllt hat, Ich Wittwe bin und die mächtige Gebieterin Rußlands zugleich, bitte Ich Dich flehentlich, geliebter Mann, komme an mein Herz, erlöse Mich von nagender Liebespein, sei Mein, wie Ich Dein, ach, wenn Du willst, sei sogar Mein Gebieter! Ich mahne Dich an den Schwur, den Du auf das heilige Holz Christi gethan hast! — Erfüllst Du ihn, will Ich Dich nicht nur glücklich machen, es soll Deinem Lande, Deinem Könige zu großem Nutzen gereichen!! — Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß Feinde und Neider Dich erwarten! Vertraue Dich betreffs der Reise also nicht Unserem Gesandten Panin an, komme auf einen offenen, eigenhändigen Geleitsbrief

Deines Königs, der französisch und russisch zugleich sein muß und komme als Ueberbringer einer geheimen Botschaft Sr. Majestät, Unseres Bruders von Preußen! Was Er in Dieser von Uns verlangt, wenn es nicht Land und Leute sind oder Etwas, das Ich nicht geben kann, weil Er es selbst nicht thun würde an meiner Stelle, — das ist im Voraus gewährt! So wahr Ich Dich liebe bis über die Grenze der Vernunft hinaus und mit Dir theilen will Alles, Alles, so wahr möge Mein Fluch und Gottes Gewalt Dich treffen, wenn Du treulos bist, denn Du nur kannst Mir Meiner Seele verlorenen Frieden wiedergeben! Catharina."

Steuben ließ die Hand mit dem Briefe sinken, er war sehr blaß geworden."

„Hat Er sich entschieden?

„Ich habe mich entschieden, in Eurer Majestät Dienst zu bleiben und diesen Brief nach meinem Gewissen zu beantworten!"

„Ich erwartete das von Ihm! Komme Er!"

Der König schritt mit Steuben langsam bis zur großen Fontaine, dann erstiegen sie die Terrassen von Sanssouci und betraten, ohne ein Wort zu sprechen, die Gemächer Sr. Majestät. Im Arbeitskabinet, als Fre=

dersdorf seinem Gebieter Degen, Hut, Stock und Handschuhe abnahm, sagte Friedrich: „Benutze Er meinen Sekretair zur Erwiderung, Steuben, Gott leite seinen Sinn und seine — Hand! Oeffne Er das Fenster da, Fredersdorf, dann — die Flöte! — Uebereile Er sich nicht, Steuben, überlege Er ja recht, Was und Wie Er schreibt, Sie bleibt, trotz Allem, eine Souverainin!"

Während Steuben, vor dem Schreibtisch des Königs sitzend, nachsann, wie er die Antwort wohl am Besten fasse, ergriff Friedrich II. sein Lieblings-Instrument. Er trat an das Fenster und in zitternden, sehnsüchtig leicht verhauchenden Triolen begann er eine freie Fantasie. Er sprach in Tönen mit sich selbst, sprach in Tönen zu jenem jungen Manne, der mit der Feder, die da über das Papier hinglitt, sein und das Schicksal der mächtigsten Frau in Europa besiegelte.

„Allergroßmächtigste, Allergnädigste Kaiserin und Herrin! — Excellenz Graf Panin hat mir das huldreiche Schreiben übergeben, durch welches meine Allererhabenste Frau mich zu Sich ruft. Eure Majestät erinnern mich zugleich an meinen Ihnen geleisteten Schwur! — Zu diesem Schwure bekenne ich mich offen vor Gott und meinem Gewissen! — Mich ganz mit

Seele und Leib indeß Ihrem Dienste zu ergeben und nach Petersburg zu kommen, verbietet mir Ehre und Gewissen, bevor Höchst-Sie nicht einen schweren Zweifel entfernt haben, der mich belastet. Können Eure Majestät auf dasselbe Kreuz, auf welches ich schwor, öffentlich in der St. Peter- und Pauls-Kathedrale vor dem Metropoliten, gehört von Ihrem Volke, den Eid ablegen, daß der selige Czar Peter III. am 17. Juli 1762 eines völlig natürlichen Todes gestorben sei und keine frevelnde Hand in sein Leben griff? — Wenn Sie dies vermögen und ich die untrüglichen Beweise in Händen habe, daß diese heilige Handlung der Eidesreinigung durch Höchst-Sie, wie ich erbeten habe, erfolgt sei, so komme ich und bin für ewig der Ihrige!

In Ehrfurcht Friedrich von Steuben!"

Leise stand er auf, das Schreiben liegen lassend. — Nach wenigen Cadenzen endete der König.

„Wollen Eure Majestät die Gnade haben, die Antwort zu lesen?"

Die Flöte in der Hand, setzte sich Friedrich II. und las langsam, jede Silbe wägend, das Schriftstück Steubens durch. Dann erhob er sich. „Steuben, Wir

haben Uns nicht in Ihm betrogen! Er hat meine größte Estimation! — Für diesen Entschluß kann ich Ihn freilich nicht durch Erhöhung der Charge oder sonstigen Vorzug belohnen, denn das ist ein Verdienst, das außer mir und Ihr nur Gott sieht! Folge Er Seinem ehrlichen Gewissen nur immer so und nie wird Sein König Ihn verlassen! — Siegle Er den Brief jetzt mit Seinem Petschaft, nach der Tafel werde ich den Panin rufen lassen, da kann Er ihm den Brief geben. Die Kaiserin wird Ihn wohl nach diesem chapitre de moral nicht mehr molestiren!!" —

Die Gesellschaft, welche gewöhnlich mit König Friedrich zu speisen pflegte, war nur klein. Außer seinen Adjutanten pflegte er ab und zu Generale der potsdamer oder berliner Garnison um sich zu sehen, besonders gern Jugendfreunde, oder die berühmten Genossen seiner Siege. Auch heute waren nur etwa acht Herren versammelt, unter ihnen Mylord Marechall, Seidlitz, der Herzog von Bevern und Baron von Pöllnitz. Das Diner war fast zu Ende, nur noch ein kriegerischer Wortwechsel hielt Alle beim letzten Glase fest, als Fredersdorf erschien und den russischen Botschafter meldete.

„Ah, gut! — Pöllnitz gehe Er doch zu Sr. Excellenz und unterhalte Er ihn, ich werde ihn im Augenblick empfangen!"

Als der Baron den Speisesaal verlassen hatte, sagte Friedrich lächelnd: „Ich hielt Euch mit Absicht noch bei Tische fest, Messieurs, weil ich Eure Anwesenheit wünsche. Man kann in Petersburg nämlich noch immer nicht die amabilité unserer gefangenen preußischen Offiziere vergessen, namentlich aber ihre militärischen Fähigkeiten! So hat Capitain von Steuben durch ein eigenes Handschreiben Ihrer Majestät so vortheilhafte Anträge erhalten, wie Wir sie ihm nicht bieten können. Wir ließen ihm freie Wahl, sein Glück zu machen, Steuben hat die glänzende avantage aber abgelehnt und deshalb ließ ich Panin rufen. — Nachdem Er seinen Entschluß freiwillig erwählt hat, ist es nun Sache seines Monarchen, für Ihn einzutreten. Ihr werdet Zeugen davon sein, meine Herren!" Er erhob sich und alle Uebrigen folgten ihm. —

Se. Excellenz, zum Könige so rasch entboten, wußte nicht, was das bedeuten sollte. Dieselbe vermuthete ein dringendes, also wichtiges diplomatisches Geschäft und Panins Eitelkeit schmeichelte sich, dabei eine Rolle

zu spielen, welche ihm bei seiner Gebieterin irgend einen Vortheil eintrage. Sein lächelndes Gesicht, als er sich verbeugte, wurde indeß ziemlich erstaunt, als er Friedrich in der Umgebung von Offizieren sah.

„Excellenz," redete ihn der König an, „Ihro Majestät hat geruht, den Hauptmann und Adjutanten von Steuben mit einer höchst verlockenden proposition zu beehren und derselbe hat sie Uns pflichtmäßigst vorgelegt."

Panins Gesicht wurde furchtbar lang, sein Blick völlig verwirrt, dann schoß ihm das Blut ins Gesicht.

„Eure Majestät also nahmen von diesem Schreiben Kenntniß?"

„Wie von Allem, was Unsere Offiziere betrifft, die zumal vom Dienst bei Unserer Person! Ebenso nahm ich Kenntniß von seiner Antwort an Unsere erhabene Freundin und Nachbarin. Gebe Er mir den Brief an die russische Majestät, Steuben."

Steuben händigte dem Könige die Antwort ein.

„Haben Sie die Güte, dieselbe zu befördern und Ihrer gnädigsten Gebieterin dabei zu melden, daß Wir völlig die Gründe billigen, welche es dem Capitain von Steuben vorläufig unmöglich machen, den königlich

preußischen Dienst mit dem in der kaiserlichen Armee zu vertauschen!"

„Ich werde gewiß dies Schreiben wie die über dasselbe ausgesprochene Meinung Eurer Majestät auf rascheste Art zu Allerhöchster Kenntniß bringen. — Ich darf wohl so kühn sein, anzunehmen, daß der Entschluß des Herrn Capitain sich — einigermaßen den Wünschen Sr. Majestät untergeordnet habe, obwohl es scheint, daß die Anfrage meiner Gebieterin privater Natur war und auf solche Art durch den Herrn Adjutanten hätte erwidert werden sollen."

„Wir bedauern, daß hierin der Adjutant, eben wegen seiner nahen Stellung zu Uns, seine Pflicht besser kennt! Um Ihro kaiserlichen Majestät Wünsche zu realisiren, mußte er mir nothwendig ein Dokument vorlegen, welches sein Abschiedsgesuch hätte erklärlich machen können, da im Uebrigen der Capitain doch wohl keine Veranlassung finden dürfte, Unseren Dienst zu quittiren."

„Ich bescheide mich und hoffe, die Antwort des Herrn Adjutanten werde keinen Einfluß auf die freundlichen Gefühle Ihro Majestät der Kaiserin haben."

„Wir befürchten das nicht! Höchst-Ihre Gebieterin ist eine zu kluge Dame, einen noch nicht verabschiedeten

Offizier, der freiwillig nicht den preußischen Dienst zu verlassen gesonnen ist, zu einer Quelle ernsterer Mißstimmung zu machen!" — Friedrich II. machte mit leichter Verbeugung dem vor Aerger und Verlegenheit berstenden Grafen die Geste der Entlassung.

Als die Thür hinter ihm zufiel, wandte sich der König zu Steuben. „Seine Treue hat freiwillig auf die russischen Anerbietungen verzichtet, wie Wir vor diesen Herren Ihm attestiren müssen. Wir wollten Ihm durch Unser Verfahren nur die Verantwortlichkeit für einen refus abnehmen, den Er Uns zu Liebe gegeben hat. Wir danken Ihm für seine honnêteté!"

Zweites Capitel.

Sophie von Anhalt.

Der nördliche Theil der Wilhelmsstraße in Berlin, welcher von den Linden bis zum Wilhelmsplatze und über ihn hinaus zur Leipzigerstraße reicht, ist von Alters her der aristokratischste Theil der preußischen Residenz gewesen, denn hier folgen in ununterbrochener Reihe die verschiedenen Ministerien und Sitze alt-brandenburgischer wie preußischer Adelsfamilien auf einander. Noch heute wohnen in denselben Räumen, welche die Koryphäen der friederizianischen Zeit gesehen haben, die Radziwills und Schwerine. Namentlich die Hotels an der westlichen Seite der Straße, deren Grundstücke bis an die alte, nunmehr gefallene Stadtmauer stoßen, besaßen pracht-

volle parkartige Gärten, ganz in dem Stil holländisch-französischen Geschmacks gehalten, welcher sich seit Ludwig XIV. und Oranien unter uns eingebürgert hatte, bevor die Methode der „englischen Anlagen“ der Hortikultur andere Bahnen vorzeichnete. Einer dieser Adelssitze, unweit der Linden, war dem damaligen Berlin als das „Hôtel de Anhalt“ wohlbekannt. Der alte Dessauer wie seine Söhne Wilhelm Gustav und Maximilian Leopold hatten es innegehabt, so lange sie in Preußen dienten und nachdem der letztere als Leopold II. die Regierung seines Landes angetreten hatte, war es an die Reichsgrafen von Anhalt übergegangen. —

Die Zeit der Frühjahrs-Paraden und Manöver war gekommen, jener großen militärischen Schauspiele auf dem Köpnicker und Tempelhofer Felde, durch welche der große Friedrich den Geist wie die Schulung seiner Truppen rege erhielt. Dies war jetzt um so mehr nöthig geworden, als das Heer aus dem Kriege fast zertrümmert hervorgegangen war, die Regimenter durch neue Mannschaften, theilweise neue Offiziercorps ergänzt, — nicht selten sogar ganz umgeschmolzen werden mußten. Schon jetzt drängte sich dem erfahrenen Auge Friedrichs und seiner Getreuen die Wahrnehmung einer Ver-

schlechterung der Armee, zumal in den Provinzen auf, eines Rückganges derselben, einer Verminderung ihrer Leistungsfähigkeit. Seine Ahnung betrog den König dieserhalb nicht. So lange er und seine Kriegshelden noch lebten, wurde diesem Uebelstande noch nach Kräften Einhalt gethan, aber unter dem laxen Regimente seines Nachfolgers, des sogenannten „dicken Wilhelm", kam das einst ruhmreiche Heer in einen so argen Verfall, daß es nothwendig bei Jena geschlagen werden mußte. Wie es erfahrungsmäßig zu gehen pflegt, rächten sich alle an der Wehrkraft begangenen Unterlassungsſünden alsbald durch das Elend des Vaterlandes. Während die preußische Armee noch immer im Auslande als die beste und glänzendste ganz Europas galt, deren Formation, Disciplin und Exercitium in allen Staaten nachgeahmt wurde, war sie schon lange nicht mehr jene eherne Phalanx, welche einst die Schlachten von Roßbach und Leuthen geschlagen hatte! — Begreiflicher Weise machte der desolate Zustand seiner Truppen dem Könige eben solche Sorge wie der gesunkene Wohlstand des Landes, den es zuerst zu heben galt, ehe von einer Neugeburt der Armee und der Ausmerzung von Schäden die Rede sein konnte, welche sich,

begünstigt durch Zeit und Umstände, eingeschlichen hatten. Zu besagten Uebungen erwartete man nächster Tage die Ankunft des Königs und seines militärischen Hofstaats wie der Garnisonen von Potsdam und Spandau in Berlin, Steuben war deshalb voraufgesendet worden, die Dispositionen Sr. Majestät dem Gouverneur General von Hülsen zu überbringen und mit demselben für Unterkunft der Truppen und alle diejenigen Vorkehrungen zu sorgen, welche bei Ansammlung großer militärischer Massen und deren Bewegungen unerläßlich sind. War dieserhalb unser Held auch vollauf beschäftigt, etliche Nachmittagsstunden blieben für ihn immer frei. —

Steuben wußte, daß Graf Anhalt vor drei oder vier Tagen nicht im Gefolge des Königs in Berlin erscheinen konnte, seine Familie aber bereits aus ihrem Logis in Potsdam nach dem „Hause Anhalt" in der Wilhelmsstraße übergesiedelt sei, er die Damen mithin zu treffen sicher sei. Sein Zartgefühl wie sein Verstand hätten ihm sagen müssen, daß, wenn er auch eingeführt und ein für allemal invitirt worden war, es der Schicklichkeit gänzlich zuwider lief, in Abwesenheit des männlichen Oberhaupts der Familie nicht blos hinzugehen, sondern auch ernste Schritte zu thun, seine Liebes-

leidenschaft zu realisiren. Aber er war eitel, blind, der Sklave seiner mit aller Gewalt erwachten Gefühle und gerade das, was ihn hätte abhalten sollen, sich seiner erotischen Selbstsucht hinzugeben, wurde ihm ein Grund mehr, rasch zum Zwecke zu kommen. —

Sophie von Anhalt liebte Friedrich von Steuben mit aller Tiefe, deren das weibliche Gemüth, namentlich das einer hochgebildeten, zartbesaiteten Frauennatur, fähig ist. Sein Aeußeres nicht blos, nicht seine werthgeschätzten Gaben als Soldat wie Edelmann nur, sie hielt auch seinen Charakter hoch, dessen innerer Menschenwerth bei ihr wie ihrem Bruder und dessen Gemahlin über allen Zweifel erhaben war. Dennoch liebte ihn Sophie nicht frei, wie das Weib den Mann lieben muß, sondern mit Sorgen, voll Scheu und Bangigkeit und diese scheue, bange, sorgenvolle Liebe mußte mit dem immer klareren Bewußtsein wachsen, daß Steuben nicht gewillt sei, sein Liebesglück der Zeit und einer ruhigen, legalen Entwicklung zu überlassen, sondern eifrig Gelegenheit suchte, sein Glück bei den Haaren zu binden und sich durch entschlossene Kühnheit in dessen Besitz zu setzen. Es ist bekannt, daß das liebendste Mädchen selbst weit objektiver trotz ihrer Gefühle bleibt, während uns

Männer die Leidenschaft viel zu individuell macht. Sophien war die Schranke nicht verborgen, welche Steuben von ihr trennte und hielt sie dieselbe auch nicht für gänzlich unübersteiglich, so doch für ein sehr starkes natürliches Hinderniß, das nur Zartheit, Ruhe, Geschick, der Einfluß der Zeit und Umstände beseitigen konnten, welches rücksichtslos zu überspringen aber gefährlich war. Sie fürchtete aber mit gutem Grunde, daß ihr glühender Verehrer sich wie sie dieser Gefahr nahe zu bringen im Begriffe stand. Um Alles in der Welt wünschte sie dieselbe zu vermeiden.

Ein prachtvoller Mai=Nachmittag, als gerade die westlicher rückende Sonne mit wirksamem Strahle den parkartigen Garten wie die Hinterfronte des „Hauses Anhalt“ mit goldiger Fluth übergoß, fand Comtesse Sophien allein in seiner Blüthenpracht und seinem prangenden Grün. Ihre Schwägerin war ausgefahren, Besuche, wie Einkäufe für den Sommer zu machen. Die „Bonne“ war bei den drei kleineren Mädchen, der „Gouverneur“ bei den beiden Knaben des General=Adjutanten. Alles rings war still, friedlich, träumerisch und ebenso waren Sophiens Gedanken. In diesem Augenblicke dachte sie weniger als je an die sorgenvolle

Seite, die Schatten ihrer Liebe, — dieselbe stand in ihr sonnenhaft licht und groß. Am Allerwenigsten dachte sie sich die Gefahr so nahe, welche sie für ihr Herz, ihr Lebensglück fürchtete.

Der Park oder Garten hatte eine hohe, ziemlich breite Mittelallee, die von der Terrasse des Hauses bis zur Fontaine in der Mitte des Areals lief und jenseits derselben bei einem kleinen, schnörkelhaften und massiven Pavillon an der Mauer endete, dessen Stil damals als „à la chinois" galt, obwohl ein Mandarine dagegen wahrscheinlich erhebliche Einwände gemacht hätte. Diese Allee, deren Weg überdem von wohlverschnittenen halbhohen Taxushecken eingefaßt und so von den seitlichen Rasenplätzen und Blumen-Bosquets getrennt war, promenirte Sophie auf und ab, die „aventures de Télémaque" des Abbé Fénélon in der Hand, in welchen sie vorher auf einer Steinbank mehr geblättert als gelesen hatte. Aus ihrem Zustande, halb sehnsuchtsvolle Träumerei halb Naturgenuß, bei welchem die Blumen in's Herz ihr dufteten und leuchteten und der Vogelsang ein süßes Echo in ihr weckte, wurde Sophie plötzlich gerissen. Die Fontaine bereits hinter sich, und im

Begriff auf das Haus zurück zu schreiten, gewahrte sie eine hohe Gestalt in Uniform aus dem unteren Pavillon auf die Terrasse treten.

Sie erbebte — es war Steuben! — Sie war grenzenlos verwirrt! — Im ersten Augenblick überlegte sie, ob sie nicht, um eine Begegnung zu vermeiden, umwenden, oder rasch in einen Seitenweg biegen solle, damit, wenn er die Allee herabkomme, sie auf einem Umwege in's Haus und auf ihr Zimmer gelangen könne, wo es ihr leicht war, ihn abzulehnen, falls er gemeldet würde. Sie erröthete aber über diese Auskunft, denn er wußte nicht nur bereits, daß sie im Garten sei, er sah sie ja vor sich. Ein Ausweichen hätte Steuben entweder beleidigt, oder zu einer Verfolgung seinerseits vielleicht geführt und Sophie hätte gerade in einem dunkleren Seitenwege auf ihn stoßen können, wo eine Begegnung noch weit odiöser für sie gewesen wäre. Sie entschloß sich auf Steuben und die Terrasse stracks zuzugehen und ihn zu empfangen. — Sophie trat hierbei die ganze Schwere und Peinlichkeit ihrer Lage vor Augen und machte sie erblassen. Trotzdem man ihm doch wahrscheinlich gesagt hatte, daß die Gräfin nicht anwesend sei, hatte Steuben doch den Eintritt verlangt,

sein Besuch galt also ihr und mit schmerzlicher Verlegenheit unterzog sie sich den Folgen.

Steuben schritt gerötheten Angesichts hastig auf sie zu. „Verzeihung, Comtesse, wenn ich störe, aber —"

„Sie stören zwar nicht, Herr Adjutant," fiel sie mit vorwurfsvollem Tone ihm in's Wort, „aber ich hätte wohl hoffen dürfen, daß Sie eine — günstigere Gelegenheit gewählt hätten, dies Haus zu beehren."

„Kann es eine günstigere Gelegenheit als jetzt geben, Sophie, um Das auszusprechen, was mein Herz peinigt und bewegt?"

„Herr von Steuben, was Sie auch bewege, — wenn es meine Theilnahme, — ja, mein Mitempfinden selbst verdienen mag, — Sie müssen sich doch aber sagen, daß Sie sich am Passendsten an meinen Bruder gewendet hätten, der Ihnen in jeder Beziehung so nahe steht!?"

„Finden Sie es denn so unpassend, theure Comtesse, daß ein Mann zuerst dem Wesen seine Gefühle kundthut, dem sie für alle Zeit geweiht sind?"

„Ein solcher Mann, Herr von Steuben, hätte sich doch aber versichern sollen, ob die Situation Derjenigen, welche er seiner Empfindungen würdigt, für solche Er=

pektoration schicklich gewählt ist, oder ob er nicht gerade in vorschnellem Streben auf sein Ziel, die Dame und — sich selbst gefährde, welcher seine Anwesenheit gilt?"

Dieser Avis war deutlich und wohl sehr angethan, Steuben zur Besinnung zu bringen, aber er wollte sich nicht mehr besinnen, er war von seinen Empfindungen völlig übermannt.

„Sophie," rief er, leidenschaftlich ihre Hand ergreifend, „sprechen Sie doch in so tadelndem Tone nicht zu mir, verheimlichen Sie doch nicht, dem eigenen Herzen zuwider, daß Sie wohl wissen, was Sie mir sind und daß Sie meine Hoffnungen nicht ohne Ermunterung ließen!!"

„Wenn ich dies that, Steuben, dann macht Ihre jetzige Handlungsweise, daß ich es schwer bereue! Ein Mädchen kann eines Mannes Hoffnungen ermuntern, aber kann auch Schmerz und Kummer empfinden, wenn er diese Hoffnungen so eigenwillig wie Sie zu verwirklichen sucht!!"

„Und warum, Sophie, soll ich es nicht? Weshalb, wenn ich Sie liebe, soll ich Ihnen das nicht sagen dürfen, um mich meines Glückes zu versichern?! — Erinnern Sie sich des Tages von Schönhausen, wo Ihnen

der noch wenig bekannte Steuben doch so viel inniges Interesse abzunöthigen vermochte, um nicht zu wünschen, er — gehe nicht nach Rußland. Sagten mir Ihre Blicke seitdem so — gar Nichts, um mich zu ermuthigen? War das in Seligkeit erglühende holde Antlitz meiner Sophie denn Täuschung, mit dem Sie mich empfing, als ich von Kassel wiederkam?! Hat die zarte Freundschaft, welche Sie mir in diesem Hause gönnten, nicht Gefühle gesteigert und befestigt, die ich in heiligen Charakteren auf Ihren Mienen las und welche mein wonneberauschtes Herz verstanden?! Nein, nein, edles engelgleiches Mädchen, Du sollst mich nicht hindern, Dir zu sagen, daß ich nur eine Frau im Leben liebe, Dich, ein Glück nur, eine Wonne, eine Sehnsucht kenne, Deinen Besitz!! O, sprich aus, was ich zu hoffen habe, Gott allein sei zwischen uns Zeuge, er allein schaue in unsere Herzen, ehe wir sie Anderen öffnen!!"

Er wollte sie umfangen, aber sie trat zurück. Dann entströmten ihren Augen heiße Thränen und beide Hände legte sie in seine Rechte. „Wenn Sie eine Ahnung davon haben, was in meinem Herzen für Sie schlägt, Friedrich, warum wollen Sie mir ein Geheimniß

abpressen, weil ich Ihnen gegenüber schutzlos bin. Gewiß ist Gott Zeuge aller unserer Handlungen, Regungen und Gedanken, gewiß muß man Ihn zuerst anrufen, wenn man vor der heiligsten Frage seines Lebens steht! Hätten Sie es so gethan, Steuben, wie ich, dann hätten Sie mich nicht zu einer Scene gezwungen, deren Folgen für uns Beide unvermeidlich, ach — vielleicht verhängnißvoll sind! — Steuben, weil Sie grade in meiner Brust alle Stimmen für sich haben, deshalb antworte ich Ihnen nicht, mein Freund, heute nicht, antworte Ihnen nicht eher, als bis mein Bruder Ihnen das Recht eingeräumt hat, mich zu fragen! Wohl ist die Liebe eine freie Gottesregung, die irdischen Zwang nicht kennt, aber es giebt ein Heiliges und Keusches, — die Sitte! Es ist nicht Sitte, daß Einer so liebt, so freit wie der Andere. Unsere Stellung im Leben bedingt die Form, unter der wir uns unseren Gefühlen rechtmäßig überlassen dürfen. Vermochten Sie diese Schranke zu überspringen, ich nicht. Sie haben mein Wort nicht eher, bevor Sie das meiner Verwandten nicht haben! Nachdem Sie mir allein, absichtlich und heimlich Ihren Besuch machten, der Dienerschaft den Zweck Ihrer Anwesenheit ganz unzweideutig machten, muß ich Sie bitten, mich vor

Ankunft meines Bruders nicht wiederzusehen und ihm, als Mann, als Kavalier, das erste Wort in dieser Sache zu gönnen, bevor Sie eine Frage wiederholen, bei der ich nur bedaure, daß Sie vier Tage zu früh und in einer Weise erfolgt ist, daß ich vielleicht über das Lächeln und Flüstern Derer erröthen muß, die auf diese Art eher in ein Geheimniß eingeweiht wurden, als Menschen, die für mich das erste Anrecht dazu haben!! Ich bitte Sie, mich jeglicher weiteren Conversation zu entheben, Friedrich, jegliche Minute vergrößert eine Compromittirung, die — Ihr Herz mir so leicht hätte ersparen können!" — Sie gab ihm hastig die Hand, preßte das Taschentuch vor die zuckenden, wehmuthsvollen Lippen und schritt an ihm vorüber, dem Hause zu. Langsam folgte er ihr, halb beseligt, halb bestürzt, aber auch zornig über sich, wie über sie. Als er aus dem Portale trat und die Wilhelmsstraße hinauf, den Linden zugehen wollte, fuhr eben die Equipage der Gräfin vor. Steuben schrak auf, wie wenn er über einem Unrecht ertappt worden wäre, grüßte hastig und eilte mit großen Schritten davon.

Gräfin Amalie, welche ihn hatte aus ihrem Hause kommen sehen, war höchlich frappirt. Als Dame von Takt ließ sie sich aber nichts merken.

„War Besuch inzwischen hier?“ fragte sie den Lakaien im Vorsaal.

„Der Herr Flügel-Adjutant, Capitain von Steuben!“

„Brief aus Potsdam gekommen?“ —

„Einer von des Herrn Grafen Gnaden.“

„Legen Sie ihn in mein Zimmer!“

Sie begab sich eben dahin, wo die Jungfer ihr Enveloppe, Fächer und Hut abnahm. —

„Wo befindet sich die Comtesse, meine Schwägerin?“

„Vor wenig Augenblicken kam die Gnädige vom Garten und eilte in ihr Kabinet!“

„Lasse die eingekauften Sachen aus dem Wagen bringen!“

Als die Jungfer sich entfernt hatte, ging die Gräfin zu Sophien auf's Zimmer. — „Mein Gott, Steuben war hier? — Wie Du aufgeregt bist!!“

„O wärst Du eine halbe Stunde früher doch zurück gewesen, es wäre nicht geschehen!!“ Schluchzend fiel Sophie Amalien um den Hals.

„Mein Herz, meine liebe, liebe Sophie, was geschah Dir denn? — Mein Gott, er hat sich Dir doch nicht erklärt?“

Sophie verbarg ihr glühendes Gesicht am Busen

der Schwägerin, ein innigeres Umarmen allein war die Antwort.

„Ach, ich hab's geahnt, gefürchtet!" sagte Amalie. „Der Unbesonnene! — Doch beruhige Dich, geschehen ist geschehen! Ich werde an meinen Mann dieserhalb schreiben und brauche Dir wohl nicht zu sagen, daß seine brüderlichen, wahrhaft humanen Gefühle Dein bester Trost und sicherste Stütze sind. In wenig Tagen kommt Ludwig mit dem Könige herüber, bis dahin fahre ich stets nur in Deiner Begleitung aus. Hätte ich diese Taktlosigkeit irgend ahnen können, meinerseits wäre sie nicht begünstigt worden!" — — — —

— — — — — — — — — — —

Es ist schlimm genug, zu wissen, daß man eine Narrheit begangen habe, noch schlimmer aber ist's, wenn man die *eine* Narrheit mit einer zweiten, nicht geringeren gut zu machen sucht und den bereits als falsch erkannten Weg in der eitlen Hoffnung *fortsetzt*, man käme auf ihm dennoch an's Ziel.

Steuben hatte auf wenig kavaliermäßige Weise eine Dame in Verlegenheit gesetzt und sie bedrängt, deren Neigung er auch ohne vorschnelle Kühnheit ziemlich sicher sein konnte. Nachdem er diesen Schritt gethan hatte,

bereute er ihn! — Er wußte nun zwar gewiß, daß sie ihn liebe, aber er wußte nicht, ob sie sein werde, oder nicht. Dies als selbstverständlich aber annehmend, schrieb er an sie. Er bat sie wegen des Besuchs um Verzeihung, versicherte ihr seine Leidenschaft mit heißen Schwüren und daß er nur des Grafen Rückkehr erwarte, um sich die Erlaubniß zu erbitten, ihr Jawort einzulösen. — Dieser Brief wurde gegen Abend im Hotel Anhalt durch Carl Vogel abgegeben und als der Diener der Frau Gräfin mit schlecht verborgenem Lächeln das duftende Billetdoux übergab, sie auf dem Couvert Steubens Wappen, Handschrift und Sophiens Adresse sah, rief sie empört aus: „Die Fadaisen des Herrn Adjutanten übersteigen alle Begriffe! Herr von Steuben ist von einer Naivetät Dir gegenüber erfüllt, die wirklich nur ein kleinbürgerliches Begriffsvermögen voraussetzen! Du wirst erlauben, liebe Sophie, daß diese épître amoureux Dein Bruder zuerst eröffnet.“

Sophie entgegnete kein Wort. Sie zog sich zeitig auf ihr Zimmer zurück, um eine thränenvolle Nacht zu durchwachen. — Ihr träumte, als sie vorübergehend einschlief, es läge eine große blumenreiche Wiese vor ihr, über die sie wandle, daß vor ihr plötzlich aber die Erde

aufriß und sie in einen tiefen, schwarzen Spalt blickte, so daß sie entsetzt still stand und zurückwich. Da schloß sich die klaffende Erde wieder und sie ging über ihn ihren duftenden Pfad weiter einem Gebäude zu, das halb wie ein Tempel, halb wie ein Grabgewölbe aussah. — Schlafe nur, schlafe, arme Sophie! Wenn Du die nächsten vierzehn Tage hättest verschlafen dürfen, dann aber aufwachen und von allem Früheren nichts mehr wissen, man hätte Dir das herzlich gönnen können. So aber klaffte auf ihrem wirklichen Pfade nicht nur ein Abgrund, sondern erst jener stille Tempel ihres Traumes sollte ihn schließen!! —

Seine Majestät ist in Berlin angelangt, der Empfang der Generalität und Staatsbeamten vorüber. Anfänglich hat der König Steubens Anwesenheit kaum obenhin bemerkt, Graf Anhalt seinen Gruß mit kurzer geschäftsmäßiger Verneigung erwidert. Als Majestät mit seinen Adjutanten und dem zurückgebliebenen Gouverneur allein war, examinirte er mit sonderbarer Kälte und Schärfe Steubens Thätigkeit in Berlin bis auf das Pünktchen über dem i und beruhigte sich nicht eher, bis General von Hülsen versicherte, es sei Alles buchstäblich ausgeführt, „was Majestät befohlen habe." Nach einigen

Erörterungen zwischen ihm, Hülsen, Krusemark und dem Grafen, sagte der König: „Ich danke, lieber Hülsen. Es ist Alles gut so; also morgen die Cavallerie, übermorgen die Artillerie, dann die Fußtruppen. Adieu! — Er kann gehen, Steuben, Ihn brauch' ich nicht mehr!" — Steuben verbeugte sich bestürzt. — Das: „Ihn brauch ich nicht mehr!" klang eigenartig, klang ihm ganz fürchterlich in's Ohr. Die Adjutanten benahmen sich ihm gegenüber, als ob sie einen Ladestock verschluckt hätten. Mein Gott, gehörte Steuben denn noch hierher? — Auf sein Zimmer zurückgekehrt, setzte er sich nieder, schrieb an Sophiens Bruder und suchte eine Privatunterredung mit ihm nach. —

Am anderen Tage war das Benehmen des Königs und seiner Umgebung ganz ebenso. Als die Truppenübung vorüber war und die Suite vom Tempelhofer Felde zurückkehrte, fügte es der Zufall oder auch Absicht, daß Graf Anhalt neben Steuben ritt. — „Herr von Steuben," sagte Ersterer kalt, „Sie haben mich zu sprechen gewünscht. Nachmittag zwischen fünf und sechs Uhr bin ich bereit, Ihre Mittheilung in meinem Hause entgegen zu nehmen." Damit brachte er durch eine kurze Wendung sein Pferd neben das des Dragoner-Obristen Zastrow, welchen der König seines Regiments

wegen besonders belobt und zur Tafel befohlen hatte. —

Zu der bezeichneten Stunde betrat Friedrich von Steuben das Haus des Mannes, der ihm unlängst ein so herzlicher Freund, ja mehr als Freund gewesen war, das Haus, welches das einzige Wesen umschloß, dem er in Liebe sich heiß und ewig verbunden fühlte. Sein Zustand war in diesem Augenblicke von verschiedentlichsten Seelenstimmungen aufgeregt. Erstlich hing sein Lebensglück, hing seine bisherige Stellung an Anhalts Seite beim Könige von dem „Ja" oder „Nein" dieser Stunde ab, die Pein der Liebe kämpfte also in ihm mit den beängstigendsten Zweifeln. — Diese plötzliche eisige Behandlung nicht nur Seitens des Grafen, sondern des Königs und seiner Umgebung empörte ihn um so mehr, als sie ihn Alle nicht nur sonst mit Intimität geehrt hatten, sondern auch weil er sich nicht des geringsten Fehlers im Dienst bewußt war. Was ging es denn Se. Majestät an, wenn es ihm gefiel, der Comtesse Sophie einen Antrag zu machen und wenn der Monarch sich in diese Sache mischte, ihn seinen Unwillen fühlen ließ, war dieser nicht alsdann durch eine beleidigende Indiskretion Anhalts hervorgerufen, der Steubens Ab-

sichten dem Könige also eröffnet hatte, bevor er selbst Zeit gefunden, dem Grafen dieselben auszusprechen? Scham und Zorn gekränkter Ehre, verletzter Eitelkeit und unverdienter Mißachtung machten Steuben gleich sehr ungeschickt, in dieser Stunde den Brautwerber zu spielen. Statt in sich die Quelle seiner so plötzlich schiefgewordenen Stellung zu suchen, suchte er sie bei Anderen. —

Der alte Kammerdiener des Grafen empfing ihn überaus ernst. Im Hause war's todtenstill, nur der leise Tritt der Schuhe des Lakaien klang wieder, als ihn derselbe durch eine ihm wohlbekannte, jetzt einsame Zimmerreihe zu dem entfernten Arbeitskabinet des Grafen führte. — Leopold Ludwig von Anhalt war allein und augenscheinlich auch nicht so innerlich ruhig, als es rathsam gewesen wäre. Er verneigte sich und bot, als der Diener das Zimmer verlassen, Steuben mit erzwungener Ruhe das Kanapee an.

„Sie haben eine Unterredung gewünscht, Herr von Steuben, und ich habe kein Recht, Ihnen eine solche zu verweigern. Ich bin bereit, jede Frage zu beantworten, die anständiger Weise beantwortet werden kann. — Gestatten Sie mir, ehe Sie mich mit Ihren Wünschen beehren, vorher einige Worte über Ihr Benehmen fallen

zu lassen, welches Sie zu beobachten für gut fanden, bevor ich eintraf. — Keinen Kavalier oder Offizier Sr. Majestät kann ich abhalten, der Comtesse, meiner Schwester, den Hof zu machen, ja, sich in sie zu verlieben und kühnere Erwartungen an seine Leidenschaft zu knüpfen. Auch steht es Comtesse Sophie völlig frei, über ihre Gefühle zu verfügen und dadurch gewisse Hoffnungen zu erwecken, denn ich bin nicht ihr Vormund. — Ihr Bruder aber bin ich gewiß und der Chef der Familie, deren Schutz die Comtesse genießt, bis sie einen besseren zu wählen vorgezogen hat. — Gebe ich Alles dies aber auch zu, so werden Sie mir zugestehen müssen, daß es der Dame gegenüber, welcher Sie Ihre Huldigung widmeten, weder zartfühlend ist, noch daß es bei Ihrer Stellung zu Sr. Majestät und der Freundschaft gegenüber, die an dieser Stätte Ihnen gegönnt war, schicklich genannt werden kann, daß Sie nicht nur meine, sondern auch der Gräfin Abwesenheit benutzten, sich zu einem tête-à-tête bei meiner Schwester einzudrängen, und sie dem Gerede der Domestiken preisgaben, nur um der jungen Dame eine Erklärung aufzunöthigen, die Sie nicht Muth genug hatten, — so scheint es, aufzusparen, bis die Comtesse wieder unter unserem Schutze stand!

Sie haben dies in Ihrem — mehr als naiven Briefe an dieselbe ja auch zugegeben!"

Steuben fuhr heftig empor. „Sie wagten, Herr Graf, dies Billet zu öffnen, das nicht an Sie gerichtet war?!"

„Ich hoffe, wir werden uns nicht echauffiren, sondern dies unliebsame Gespräch mit soldatischer Kälte und der Würde unseres Ranges beendigen! Allerdings ich öffnete zuerst das Billet, bevor ich es meiner Schwester einhändigte. Die Gründe hierzu sind Sache meiner Familie!"

„Dann erlaube ich mir die Frage, Herr Graf, ob Sie es waren, dem ich Sr. Majestät Kälte und das Benehmen der übrigen Herren seiner Umgebung zu verdanken habe? Sind Sie es gewesen, welcher Seine Majestät Mittheilung meines Besuchs bei der Comtesse gemacht hat und gehören die Gründe zu dieser Mittheilung auch lediglich zur Sache Ihrer Familie, oder sind sie auch Sache meiner Ehre?!"

„Allerdings veranlaßten mich Familiengründe, Ihren Besuch dem Könige mitzutheilen und die Art, wie er denselben aufgenommen haben mag, wird Ihnen keinen Zweifel lassen. Messen Sie nicht mir, noch sonst

Jemand, messen Sie sich allein die Schuld aller dieser Folgen bei! Eins ist doch gewiß, Herr von Steuben, entweder Sie kannten die Empfindungen meiner Schwester Ihnen gegenüber nicht, dann war es nicht blos illoyal, sondern auch höchst unklug, nicht mir zuerst Ihr Vertrauen zu schenken, ehe Sie sich einem refus aussetzten. Kannten Sie aber die Gesinnungen meiner Schwester für Sie, — und ich fürchte, Sie kannten sie nur zu gut, dann hätten Sie die heiligste Scheu vor diesen Gefühlen haben, die Hoffnung Ihres Liebessieges Sie abhalten sollen, einen Schritt zu thun, welchen Sie nicht widerrufen können und der nach jeder Richtung heillos enden muß! — Ich habe Ihnen meine Meinung nicht verhehlt, ich bitte nunmehr auf die Unterredung zu kommen, welche Sie gewünscht haben.“ —

„Herr Graf, es wird mir schwer, nach Dem, was Sie gesagt und gethan haben, den warmen, innigen Ton der Herzlichkeit zu treffen, welcher sonst unter uns Sitte war und der zu Dem grade am Nöthigsten ist, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich hoffe aber, Sie werden mir glauben, daß mein Antrag offen und ehrlich gemeint und der Ausfluß meiner wahren Hingebung und der unaussprechlichen Liebe für Ihre Fräulein Schwester ist.“

„Das, Herr von Steuben, glaube ich Ihnen unbedingt, glauben wir Ihnen Alle. Eben deswegen thut mir's wehe, daß so die Sache endet, durch Ihr beklagenswerthes und selbstsüchtiges Vorgehen enden muß. Machen wir es kurz, Frage wie Antwort ist bald gegeben!"

Steuben überglühte es wie Lohe, dann schüttelte es ihn wie Fieberfrost. „Herr Graf, ich bitte Sie um die Hand Ihrer Schwester und frage Sie, ob ich werth oder unwerth bin, Comtesse Sophie meine Gattin nennen zu dürfen!"

„Diese beiden Fragen schließen sich einander völlig aus. — Daß Sie werth sind, meiner Schwester Gemahl zu sein, es werth sind, als Patriot, als Soldat und Mensch, werth als Charakter, das, Herr von Steuben, gestehe ich Ihnen freiwillig zu. Ihrer werther ist Keiner, wird es vielleicht im Leben Keiner mehr sein! Man kann indessen eines Gutes werth sein, jedoch seiner entbehren müssen! Würdig sind Sie meiner Schwester nicht! Deshalb muß ich Ihren Antrag ablehnen, der ehrenvoll in jeder Beziehung ist, dem ich aber so wenig in der Lage bin, wie meine vernünftige Schwester, Folge zu geben!"

„Sie weisen mich ab, Graf?!" rief Steuben drohend.

„Ich bin hierzu gezwungen!"

„Haha, Sie spielen mit Worten und mit Herzen!! Werth bin ich Sophiens also, würdig aber nicht? In was besteht denn die Würde, die Ihre Familie für Den beansprucht, der es wagen darf, ein Glied derselben zu werden?!"

Der Graf ward blaß. „Da Sie mich dazu treiben, diese Würde zu nennen, so besteht sie darin, daß Ihr Blut wie Ihr Rang dem Sophiens und dem meinen nicht gleich sind und daß keine Neigung, kein sonstiger Werth über die Klippe forthelfen kann! Das ist auch Sr. Majestät Meinung, der in dieser Frage ein doppeltes Recht hat, seine Meinung zu äußern! Sie hätten sich das selbst sagen können, wenn Sie nicht blind nur Ihren Gefühlen gefolgt wären und die der Anderen vergessen hätten!!"

Steuben verlor den letzten Rest kalten Blutes und seiner Vernunft, er verlor sich selbst, seine Vergangenheit und Zukunft in dem Wahnsinn einer Secunde!

„Hahaha!" lachte er im Kampfe der Leidenschaft. „Darin liegt also die Reichs-Gräflich Anhaltische

Würde? — Nun, mein Herr, was die Ebenbürtigkeit betrifft, so ist mein Vater Major Augustin von Steuben, meine Mutter aber war Maria Dorothee, eine Dame aus dem Hause von Jagow, altmärkischen Adels, was Ihre gräfliche Familie nicht von Ihrer Frau Mutter behaupten kann!!!"

„Steuben!!" schrie der Graf auf und taumelte todtenfahl zu seinem Schreibtische, an dessen Rand er sich klammerte. — „Gerechter Gott, was haben Sie gethan! Sie beschimpften das fürstliche Andenken unserer geliebten Todten!!!" —

Entsetzen packte Steuben! Wie ein Blitzschlag durchzuckte ihn das Ungeheure, was er ausgesprochen!

„Um Gottes willen, Herr Graf, ich bereue von Herzen —!" er eilte auf Anhalt zu.

„Schweigen Sie! — O schweigen Sie um Gottes willen! — Schonen Sie den letzten Rest von Vernunft in mir und — bei der alten Gemeinschaft, die uns verband, — machen Sie nicht, daß ich mich an Ihnen vergreife, an Ihnen in meinem Hause zum Verbrecher werde!!!"

Schwer und erschöpft vor Aufregung sank er auf seinen Arbeitsessel und verbarg das Gesicht in den Händen. Steuben stand wie gelähmt! — Nach einer

Weile erhob sich der Graf und tiefer Gram umflorte sein edles Angesicht. — „Steuben," sagte er gepreßt, „diese Beleidigung kann nicht zurückgenommen, nicht verziehen, nicht gesühnt — sie muß gerächt werden! Ich kann nicht leben, kann neben Ihnen nicht leben, der, — meiner Schwester Liebe sich bewußt, dennoch Dessen fähig war!! Zwischen uns muß der König, dann aber Gott auf der Wahlstatt entscheiden! Es giebt keinen Ausweg sonst, denn ohne volle Entlastung von diesem Schimpfe würde meiner Familie Existenz vergiftet sein. Ich beschwöre Sie, verlassen Sie dies Haus. Kehren Sie in einem Fiaker sogleich zum Schloß zurück und halten Sie sich auf Ihrem Zimmer. — Das Weitere findet sich!" —

Graf Anhalt wankte aus dem Kabinet. Wie ein Verdammter, einem wandelnden Gespenste gleich, verließ Steuben den Ort, wo er Alles, was ihm theuer war, zurückließ, selbst seinen Charakter, — niedergewürdigt von einer Bestie, geheißen: selbstsüchtige Eitelkeit! —

Unser wenig heldenmäßiger Held, nachdem er das Residenzschloß in höchst bedauernswerthem Zustande erreicht hatte, verzog etwa zwei Stunden in seiner Dienstwohnung, welche mit den Gemächern Sr. Majestät durch

einen inneren Korridor und einen Glockenzug in Verbindung stand. Wie ein Unsinniger wälzte er die gräßliche Wahrheit des Geschehenen durch sein Hirn, ohne sie herauswerfen zu können. Den Schellenton hätte er gesegnet, der ihn vor das strenge Auge seines Monarchen gerufen, um das Urtheil „drei Jahre Festung und Cassation“ zu vernehmen. Jegliches Opfer hätte er daran gesetzt, seine That vergessen zu machen. — Carl Vogel, dessen Treue in schweren Stunden ihm wohl ein altes Anrecht an seinen Gebieter gegeben hatte, umschlich ihn, ohne ihn zu stören. Der brave Mensch sah diese Kämpfe, diese Leiden.

„Was hat denn Ew. Gnaden?“ flüsterte er trübe.

„Nichts habe ich mehr, Carl, Nichts, als dieses erbärmliche, wüste, zerschlagene Herz, und auch das ist nicht mehr mein, — es gehört der Kugel eines Anderen! — Ein Ehrenhandel! — Ich oder Er! Ich hoffe, ich werde es sein!!“

Mit leisem Aufschrei erhob Carl die plumpen Hände, die er zusammenschlug. Dann senkte sich sein Haupt und er schwieg. Er wußte, was das für eine Sache nur sein konnte, sein ungebildetes, aber empfindungsvolles Herz, wie so oft gewöhnlicheren Leuten eigen, sagte

ihm, daß, wie dieser Conflikt auch auslief, Alles für seinen Herrn verloren sei.

Jetzt regte sich Etwas draußen, — es klopfte.

„Oeffne, dann geh' weg; — laß' sie mit mir machen, was sie wollen."

Vogel öffnete. General-Adjutant von Krusemark trat ein, Vogel verließ das Zimmer. —

„Ich denke, Herr Capitain, wir können uns kurz fassen. Majestät weiß Alles, Graf Anhalt ist bei Ihm! — Auf Befehl des Königs sind Sie von jetzt bis morgen früh vier Uhr Arrestant. Drei viertel fünf Uhr Rendez-vous im dusteren Keller! — Pistolen! — Ich sekundire dem Grafen, besorge Zeugen und Arzt! — Sollten Sie nach der Affaire noch gesund sein, dann kehren Sie in dies Gemach als Arrestant zurück bis auf weitere Verfügung! Majestät wird Sie entweder nie mehr wieder sehen, oder, nur aus alter Großmuth vielleicht, einmal noch, denn, wenn Sie leben, werden Sie sehr elend sein! Als letztes Freundeswort mag Ihnen die Versicherung gelten, ich bemitleide Sie namenlos, noch mehr aber jene Unschuld, die Ihre Leidenschaft zu Boden trat! So habe ich noch keinen Sterblichen sich

selbst vernichten sehen!! — Nennen Sie mir die Herren, welche Sie in dieser Sache zu Vertrauten wählen!"

„Lieutenant de Romanai vom Regimente Koch als Sekundanten, den Generallieutenant selbst als Unparteiischen, de l'Enfant von dem gleichen Regiment als meinen Zeugen. — Gestattet Majestät, in Ihre Hände mein Testament niederzulegen, so bitte ich, es der Allerhöchsten Gnade zu empfehlen?!" —

„Ich bin alle Wünsche entgegen zu nehmen ermächtigt, die Sie in dieser Sache haben können. Ein Fiaker wird Punkt vier Uhr bereit stehen. — Leben Sie wohl!" — Krusemark ergriff Steubens Hand, sah in des Gebeugten jammervolle Züge, dann ging er rasch hinaus. — — —

Drittes Capitel.

Das Duell.

Der Morgen zog mit Rosenschimmer herauf. — Steuben hatte nicht eine Sekunde geschlafen, sondern sein Testament gemacht, nachdem er Romanai acht Uhr Abends noch empfangen hatte, des Kalibers der Waffen und sonstiger Arrangements wegen. — Friedrich II. haßte den Zweikampf. Er bestrafte ihn als Monarch nicht nur unerbittlich streng, er verabscheute ihn auch als Mensch aus tiefster Seele. Er mußte also nicht minder aus seiner objektiven Kaltblütigkeit durch des Grafen von Anhalt Schimpf gerissen worden sein, der in seinem — wenn auch noch so indirekten Blute angetastete Hohenzoller mußte doch in dieser Sache über den Fürsten

in ihm gesiegt haben! — Eine sehr sonderbare Affaire war's, deren Veranlassung nur den nächsten Militairs um den König und den Betheiligten bekannt war, von welcher weder Generallieutenant von Koch, de l'Enfant, noch Romanai ein Sterbenswort erfuhren, obwohl ihre Hülfe von Steuben zum Duell beansprucht worden war, diese Bitte aber durch einen der Person der Majestät so nahestehenden Mann wie von Krusemark überbracht wurde, welcher wissentlich eine — Ungesetzlichkeit beging, weil der Fall, den diese Herren nicht kannten und nicht kennen durften, anders nicht zu erledigen war! —

Steuben hatte nach Erfüllung seiner letzten Pflicht sich als einen Sterbenden betrachtet und in seiner bisher so leidenschaftlichen Seele war mit dem Todeswunsche zugleich eine merkwürdige Ruhe gekommen. — Schlag vier Uhr holte ihn de Romanai mit dem Pistolenkasten ab, Vogel saß auf dem Bock und die Lindenstraße hinab gings durch die Wälle, das Hallesche Thor hinaus. Die bekannten Sandkegel, — die nächste, dünenhafte Bodenerhebung südlich Berlins, — heute „Kreuzberg" genannt, hatten damals an ihrem nördlichen Fuße eine „Kuthe", wie der Berliner sagen würde, das heißt eine Art von Schlucht. Theils in und vor derselben lag

eine Tabagie mit Obstgarten, von dem dunklen Tannengehölz überhöht und eingerahmt, welches damals besagte Sandkegel, ähnlich wie die anstoßende Hasenhaide noch heute, bedeckte. Dieser Ort hatte einen etwas schattenhaften, düstern Charakter und einen eben solchen Ruf. Er heißt noch heute der „dustere Keller" und ist eine historische und berühmte Kneipe Berlins. Gar oft früh Morgens hat sich hier eine Affaire, Leben um Leben, abgespielt, von welcher Nachmittags die „biedern Mitglieder der französischen Kolonie" keine Ahnung hatten, wenn sie beim Kaffee, der Pfeife, der Vossin oder Spenerin saßen, um dem Wandel der Zeiten tiefsinnig nachzudenken. —

Die Tabagie war erreicht, der Morgen, wie überhaupt am Sommersanfang dieses Jahres, schön und erfrischend zugleich. Das Aidoneus-Jauchzen der erwachenden Natur schien der Scene zu spotten, welche weit öfter, als man in Berlin glaubte, sich wiederholte. Generallieutenant von Koch und de l'Enfant waren bereits angelangt, ebenso ein Regimentsarzt, nur die Gegenpartei fehlte noch. Die Begrüßung fand ohne viele Redensarten statt, der Wirth war wie immer, „informirt." Die Friedrichsdore waren für ihn das Beste

dabei, alles Uebrige hatten ja — „die Herren unter sich abzumachen!“ —

Steuben und seine Begleiter sollten nicht lange warten. Zwei Equipagen langten an, in der Einen Graf Anhalt und Krusemark in Mäntel gewickelt, in einfacher Lieutenantsuniform, nebst zwei fremden Offizieren der berliner Garnison, welche General von Hülsen als „verläßlich“ bezeichnet hatte. In dem anderen Wagen war durch Decken, Kopfkissen und dergleichen Bequemlichkeiten auf des Grafen Veranlassung hin für Denjenigen Vorsorge getroffen, „der es nöthig haben werde.“ Der alte Kammerdiener Ludwigs von Anhalt saß auf dem Bocke. —

Man begrüßte sich stumm und traurig. Steuben war ergeben und still, wie Jemand, der die Ewigkeit erwartet, weil das Leben ihm nichtig geworden ist. Der Graf dagegen, dessen Gesicht hektische Röthe bedeckte, war überaus nervös erregt. Seine Augen blitzten, seine Brust arbeitete, man sah, er wollte treffen, wenn er schoß! Seine ganze Seele krankte an dem Schimpfe, der nur im Herzblute des Beleidigers abgewaschen werden konnte.

Der Gerechtigkeitssinn, der schwere Ernst der Sache, die eigenthümliche Stellung der Männer, welche sie aus=

fochten, Alles machte den Anwesenden die höchste Unparteilichkeit und Sorgfalt zur Pflicht. Sekundanten wie Zeugen beider Parteien unterstützten einander hiebei auf das Gewissenhafteste. — Nachdem der Platz gewählt und ausgemessen war, die verschiedenen Augenzeugen des trüben Dramas ihre üblichen Plätze eingenommen hatten, traten die Gegner auf neun Schritt Distance einander gegenüber. Es war ausgemacht worden, daß Beide auf „Drei" zugleich schießen sollten und nur völlige Kampfunfähigkeit Eines der Betheiligten als gültige Genugthuung angesehen werden dürfe.

Die kurze Entfernung zwischen den Gegnern, wie die zuletzt genannte Bedingung machten es mehr als gewiß, daß der Kampf einen tödtlichen Ausgang nehmen werde. Steuben hegte nicht nur den lebhaften Wunsch, mit seinem Leben den Bruder Sophiens zu versöhnen, er hatte auch fest in sich beschlossen, ihn nicht zu treffen.

Koch kommandirte: „Eins! — Zwei — — Drei!!" die Schüsse krachten a tempo. Graf Anhalt wie Steuben standen unverletzt! —

„Ich ersuche den Herrn Gegner, besser zu zielen!" rief Ludwig von Anhalt bitter. „Mir scheint, er giebt seiner Waffe eine absichtlich falsche Richtung!"

„Wenn ich nicht fürchten müßte, den Herrn Grafen nochmals zu beleidigen," erwiderte Steuben ruhig, „so würde ich ihn ersuchen, selbst besser sein Ziel zu nehmen? Thue Jeder, was er vermag!"

Frische Pistolen wurden gebracht. Das verhängnißvolle Kommando erschallte wieder und die Rohre krachten! — In demselben Augenblicke, wo an Steubens Schläfe des Gegners Kugel so dicht vorbeisauste, daß sie die gedrehten Locken seiner Perrücke auseinanderriß, sank Graf Anhalt blutend zu Boden! —

Einen Augenblick stand Steuben starr, dann that er einen herzzerreißenden Schrei. — „Er ist erschossen!! Ich habe ihn getödtet!! — Romanai, Ihr Pistol! Er soll nicht ohne mich vor Gottes Gericht treten!!" Damit suchte der unglückliche Mann seinem Sekundanten dessen Pistol zu entwinden.

De l'Enfant wie Koch rissen ihn von Romanai los. „Unsinniger," rief der Generallieutenant, „wollen Sie das Unheil noch mehr vergrößern?!"

„Halten Sie sich still, Capitain, im Namen des Königs!" sagte von Krusemark. „Der Graf ist schwer, aber lebensgefährlich ist er nicht verwundet!"

„Gott sei gelobt!" erwiderte Steuben bebend und

wankte zu dem am Boden Blutenden. Er warf sich neben ihm auf die Knie, ergriff des Grafen Hand und während Thränen seine Stimme erstickten, sagte er: „Verzeihen Sie einem Rasenden, der in der Leidenschaft nicht wußte, was er sagte! Das härteste Loos will ich gerne tragen, wenn Sie vergessen können, daß ich Sie beleidigte!"

„Sie haben mir als Mann von Ehre Genugthuung gegeben," sagte der Graf matt. „Ich verzeihe Ihnen gern und achte Sie, wenn ich Sie auch — bemitleiden muß!" Er drückte ihm leise die Hand. Darauf machten ihn Blutverlust und Erregung ohnmächtig.

„Um Gotteswillen, Doktor," stöhnte Friedrich von Steuben, „sagen Sie mir, welchen Ausgang die Verwundung nehmen wird?!"

„Die Kugel ging ihm in die linke Hüfte, dort sitzt sie. Tödtlich ist die Wunde nicht, aber sie kann es werden, falls es nicht gelingt, die Kugel bald zu entfernen."

„Um meines Seelenfriedens Willen, thuen Sie Alles!" —

Unheimliche Stille folgte. Die Ohnmacht benutzend, gab sich der Arzt die größte Mühe, das Geschoß zu

finden, bevor Geschwulst und Entzündung dies unmöglich machten, und es gelang ihm, die Kugel glücklich herauszuziehen.

Allgemeines, freudiges Aufathmen erfolgte. — Steuben, der mit einer Angst und Sorgfalt, welche genugsam seine Reue und alte Liebe zu dem Grafen bekundete, dem Arzte Beistand geleistet hatte, beruhigte sich nicht eher, als bis er den Gegner in den zweiten Wagen hatte bringen und möglichst bequem betten helfen. Krusemark, ihn beobachtend, stand sinnend bei dem Schlage.

Als der Graf untergebracht war und der Arzt neben ihm Platz genommen hatte, trat Steuben zu Krusemark und legte salutirend die Hand an den Hut. „Herr General-Adjutant, ich melde mich zum Arrest!"

„Es ist gut, Capitain. — Die Herren von Romanai und de l'Enfant bringen Herrn von Steuben in's Schloß auf sein Zimmer. — Ich danke Ihnen Allen und ersuche Sie — im Namen Sr. Majestät um strengste Diskretion!! Ich werde den Herrn Grafen seiner Familie übergeben und dann dem Könige Meldung thun!"

„Darf ich noch eine Bitte aussprechen, Herr General-Adjutant?"

„Ich stehe zu Diensten!“

„Sagen Sie der Gemahlin und Schwester des Herrn Grafen, sie möchten einem Verzweifelten, einem sinnlosen Thoren ihr Mitleid nicht — gänzlich verweigern!“

„Verlassen Sie sich darauf, Herr von Steuben, ich werde bei den Damen wie — anderwärts Ihr Fürsprecher sein. Keiner hätte schicklicher, ehrenhafter und gefühlvoller handeln können, wie Sie; ich hätte nur gewünscht, dies wäre zu Ihrem Heile eher geschehen!“

Steuben verbeugte sich trübe und trat zwischen seine Sekundanten. Langsam fuhr der Wagen mit dem Verwundeten fort, Krusemark mit seinen Begleitern und General-Lieutenant von Koch stiegen in die andere Equipage, welche vorauf eilte, um die gräfliche Familie auf den Unglücksfall vorzubereiten. Koch hatte vorher seinem alten Kameraden Steuben schmerzlich die Hand gereicht.

Betäubt und matt nahm dieser in dem Fiaker Platz, seine Sekundanten sich gegenüber. Wenige Minuten später war die Wahlstatt leer und von dem Vorfall nichts zurückgeblieben, als eine Lache Bluts, die der Wirth vorsichtig mit einer Lage Sand bestreute.

Der „dustere Keller“ hatte wieder einmal seine alte Schuldigkeit gethan. —

Es wäre unnütz, das Entsetzen und die jammervollen Ergüsse des Schmerzes zu schildern, welche das Haus Anhalt eine halbe Stunde später erfüllten. Gemahlin und Schwester des Grafen waren um so weniger vorbereitet, als derselbe ihnen nicht blos den Ehrenhandel selbst verschwiegen hatte, sondern auch, trotz der tödtlichen Kränkung, großmüthig genug Ihnen verschwiegen hatte, wie schmählich er beleidigt worden war. Als sich die Damen mühsam von ihrer ersten Erschütterung erholt hatten, widmeten sie dem Verwundeten die liebevollste Pflege und jene Stille trat im Hause ein, die das erste Erforderniß zur Genesung eines schwer Kranken ist. —

Steuben war Arrestant. Er sah Niemand als Vogel, der ihn bediente und aus der königlichen Küche mit Bedürfnissen versah. Tage und Nächte schlichen ihm bleiern so dahin, erfüllt von den Vorwürfen seines Gewissens, von der Erwartung des Ausganges der Krankheit Anhalts. — Sein eigenes Loos war ihm gleichgültig geworden. Verflogen war die heißblütige Leidenschaft, welche ihn hingerissen hatte, zu thun, was seiner besseren

Natur völlig widersprach, verlöscht die thörichte Eitelkeit und Ueberhebung in dem Blute des ehemals so theuren Freundes, das er vergossen hatte. In ihm lebte Nichts mehr als die schwermüthige Liebe seiner Jugend und die Entsagung alles Dessen, was Glück heißt. Ausgestoßen aus den Kreisen, denen er einst zur Zierde gereicht hatte, vielleicht ausgestoßen aus der Armee, die er so über Alles hochhielt und welche ihm von Kindesbeinen Heimath und Familie ersetzt hatte, sah er entweder einer langen, wohlverdienten Gefängnißhaft entgegen, oder einem Leben der Vergessenheit und Armuth in dem weiten Chaos, Welt genannt. Ach wäre er doch lieber an Graf Anhalts Stelle hingesunken, mit einer Kugel im Herzen, die ihn von der Melancholie des Daseins befreit hätte! — An sich dachte er indeß nur vorübergehend, all' sein Sinnen verweilte bei dem Leidenden und den gramerfüllten Frauen an dessen Schmerzensbette, denen sein Name nun ein Abscheu geworden war. So gern hätte er Nachricht gehabt, wie es dem Kranken gehe, doch im Schlosse durfte er nicht nachfragen lassen. Die Bitte, Krusemark möge ihn über des Grafen Zustand beruhigen, konnte er nicht zum zweiten Male aussprechen, da der General-Adjutant auf ein in diesem

Sinne an ihn gesendetes Billet gar nicht geantwortet hatte. Man schien es als einen Theil seiner verdienten Strafe anzusehen, Steuben in der Folter der Erwartung über die Folgen seiner That zu erhalten. — Vogel, still und traurig, sah das Elend seines Herrn und es ging ihm tiefer zu Herzen, als er sich merken ließ. Er dachte nach, wie er ihm helfen, ihm einigermaßen seine Gewissenslast erleichtern könne. Die Wahrheit zu wissen, das sah Vogel ein, war für Steuben besser, als diese nagende, aufreibende Ungewißheit. Da Carl gestattet war, in die Stadt zu gehen, um Bestellungen und Aufträge seines Herrn auszurichten, so benutzte er nach den ersten paar Tagen die Gelegenheit, sich an der Thür des „Hôtel Anhalt" bei der Dienerschaft nach Sr. gräflichen Gnaden Gesundheit zu erkundigen, indem er sagte, er komme im Auftrage Steubens. Vogel war dem Lakaien bekannt genug und so wurde seinen Bitten gewillfahrt. Die ersten acht Tage hatte Ludwigs von Anhalt Entzündungsfieber so zugenommen, daß allerdings sein Leben in äußerster Gefahr schwebte; vom zehnten Tage ab besserte er sich aber. Die Eiterung der Wunde ging vorüber, sie schloß sich und begann zu heilen. Gegen Ende der dritten Woche, Dank des Grafen

kraftvoller Natur, war selbst die Möglichkeit jeder Gefahr ausgeschlossen. — Alle Stadien derselben hatte Friedrich von Steuben mit ihm im Geiste durchlebt und mehr gelitten als der Kranke. Er war aber Vogel höchst dankbar für die erwählte Auskunft und hatte ihn täglich in die Wilhelmsstraße gesendet, um direkte Nachrichten zu empfangen. —

Ende dieser dritten Woche erschien plötzlich Krusemark auf Steubens Zimmer. „Capitain, Se. Majestät will Sie heute nach der Tafel sehen. Sie haben nicht mehr als Adjutant, sondern in einfacher Capitainsuniform — doch mit dem Degen zu erscheinen!“

„Das war wohl selbstverständlich für mich, Herr General-Adjutant. — Ich sage tiefgefühltesten Dank, daß mir wenigstens meines Königs Degen vor ihm verstattet ist, wäre es auch das — letzte Mal.“

Die Stunde der Audienz kam. Steuben fühlte in tiefster Seele, wie er seinem erzürnten und hartstrafenden Monarchen gegenüber zu treten habe, seinem geliebten Herrn, der fast väterlich mit ihm verkehrt, ihn an seine Seite genommen, so ausgezeichnet, dem seine Eitelkeit aber so schlecht diese ungewöhnlichen Gnaden gedankt hatte, mit denen er überschüttet worden war.

Zur festgesetzten Zeit trat er, von Krusemark eingeführt, in's Kabinet Friedrich II. — Steubens Antlitz war fahl, seine hohe, straffe Erscheinung gebeugt, körperlicher wie geistiger Verfall prägte sich in seiner ganzen Erscheinung aus. Bei dem Könige befanden sich, außer Krusemark, der Herzog von Bevern, Mylord Marechall und einige andere engere Freunde aus seinem Hofstaat.

Friedrich II. trat langsam auf den Unglücklichen zu, streng und vorwurfsvoll war seine Miene. — „Dahin also hat Er's in Seiner wahnwitzigen Narrheit gebracht, Er — Er jämmerlicher Kerl, daß ihm nun Nichts mehr bleibt im Leben?! So hat Er also Gott und seinen Monarchen außer Augen gesetzt, daß man sich schämen muß, Ihn vordem so hoch gehalten, an Ihm Tugenden vermeint zu haben, die Er entweder nie besaß, oder die doch so insolide waren, daß eine leidenschaftliche Verblendung genügte, sie zu verlieren? Was hat Er Uns denn nun noch zu sagen? Was denkt Er denn, daß sein Geschick ist?"

„Majestät," erwiderte Steuben gepreßt, „ich vermag nur zu erwidern, daß jede Strafe, die Höchst=Sie über mich Unwürdigen verhängen werden, lange nicht so groß sein kann, als die Strafe meines eigenen Gewissens!

Mich hat eine Leidenschaft übermannt und völlig mein Wesen verkehrt, die lächerlich, die verderblich sein mag, die aber — menschlich ist! An ihrer Thorheit möge Ew. Majestät die Gewalt und Tiefe derselben ermessen! — Das ist meine aufrichtige reuige Meinung, sie soll aber keineswegs eine Entschuldigung meines Verhaltens sein."

„Ja, ja, Steuben, Sein fortune bei Dame Catharina, weil Er'n schöner Kerl ist und daß Wir Ihn auch gern hatten, das machte Ihm den Kamm schwellen!"

„Selbst in diesem Augenblicke gerechtester Entrüstung, Majestät, kann ich nicht glauben, daß Ihr Urtheil mich als Charakter gar so niedrig anschlägt. Mag sein, daß Eitelkeit mein Fehler war, aber er war nicht der Fehler eines hirnlosen Laffen, einer gemeinen Seele! Der Mann, welchen der erste Kriegsheld und König seiner Zeit werth achtete, neben sich zu dulden, der durfte eitel genug sein, sich für was Besonderes zu halten! Wenn ich auch entehrt, als Bettler sterbe, mag es denn sein! Unbeachtet, im Winkel aber sterbe ich nicht, denn der Ruhm wird mein einsames Grab immer verklären, daß die Leute sagen müssen: der

Alte, der dort fault, war doch des großen Friedrich Adjutant!! Dies Gefühl wird weder die Reue eines ganzen Lebens, noch Ew. Majestät schwerster Zorn aus meinem preußischen Herzen reißen!"

Des Königs Antlitz ward milder. „Ja, ja, darin hat Er Recht, das kann Ihm selbst unser Herrgott nicht nehmen. Ich hätte Ihn aber für vernünftig genug gehalten, mit solcher Ehre zufrieden zu sein und sein Auge so keck nicht zu erheben!"

„Nicht keck blos, sagen Sie frech, Majestät! — Sie kennen aber die Stärke des Gefühls nicht, das Sie tadeln und das mich in's Elend brachte? Ich hätte die Comtesse eben nie sehen müssen, um noch ich selbst zu bleiben!!"

„Genug! Das Capitel ist abgethan!" —

„Für ewig, Majestät!" —

„Ewig ist Nichts, Er Narr, als Gott! Nicht einmal das Andenken der besten Könige! — Er muß nun freilich die Folgen seiner Handlungsweise tragen! — Als Adjutant ist er — nicht entlassen, aber zur Disposition gestellt, damit Er mir die Competenzen nicht verliert. Er soll nicht darben! — Er ist als Capitain zur Armee zurückversetzt!"

„Majestät!! — Ist — ist das meine Strafe?!" Steubens Stimme brach, er fiel aufs Knie und bedeckte schluchzend des Königs Hand mit Küssen.

„S'ist 'ne menschliche Schwachheit von Uns," lächelte Friedrich. „Er hat zu viel Stimmen in Unserem Herzen, die für ihn bitten und genug Stimmen Seiner alten Freunde rings um Uns, die meinen Gefühlen accompagniren. Sein Vortheil ist, daß man Ihn eben gut leiden kann! — Steh' Er auf, ich bin nicht unser Herrgott! — Er wird also als Capitain und Compagniechef im Regiment Salmuth weiter dienen, das jetzt in Dresden steht!"

Steuben erhob sich todtenbleich. „Majestät! Die — die Festung wäre mir gesunder!"

„Wir diktiren Ihm die Strafe aber!!"

„Das können Ew. Majestät aber unmöglich wollen! Ich habe zwar interimistisch nur dies Regiment unter Durchlaucht von Bevern kommandirt, aber ich habe es doch kommandirt, habe es gegen die Franzosen bei Kassel in's Feuer geführt! Den Schimpf kann ich nicht tragen, im Frieden unter denselben Offizieren zu dienen, die vor dem Feinde mich als ihren Leiter sahen. Ich würde an der Verachtung meiner

Kameraden, an der Despektation der Mannschaften zu Grunde gehen!“

„Wenn Er nicht wiederum ein kläglicher Thor ist, nehme Er nur mit dem Compagniechef Seine Strafe auf sich. ’S ist gut, wenn Er sich in Demuth übt, dabei kann Er bei Jedermann nur gewinnen!“

Steubens Gesicht ward dunkelroth. „Wenn ich bei einem gewissen Handel gefallen wäre, ich wäre glücklich! Wenn Ew. Majestät mich auf die Festung setzte, ich wäre zufrieden! Wenn Ew. Majestät mich fortjagte, so hätte ich das verdient! Wenn aber Ew. Majestät mich im aktiven Dienst vom Regiments-Kommandeur zum Compagniechef degradiren, dann lassen Sie mir nur noch die Wahl, mit einer Kugel solche Ungnade zu quittiren! — Jetzt, Majestät, bitte ich um das, was ich nie für möglich gehalten hätte, ich bitte um meinen Abschied!“

Der König fuhr zurück. — „Ist das Sein letztes Wort?“

„Mein letztes Wort ist: Festung, wenn’s auch Zeitlebens ist, — oder Entlassung?“

„Und was will Er thun?“

„Außer Landes gehen!“

„Wohin?“ —

„Das, Majestät, weiß ich noch nicht, nur das weiß ich, ich gehe nach Rußland nicht!“ —

„So gehe Er, da Er auf seinen harten Kopf besteht! Den Abschied kriegt Er aber nicht, er soll Capitains- und Adjutanten-Salair, wie seine Domherrn-Dotation fortbeziehen. Erst wenn Er in ’nes fremden Staats aktiven Dienst zu treten Gelegenheit hat, wo Seine Subsistenz sicher ist, dann mag Er auf Grund Dessen Seinen Abschied einreichen.“.

„Das ist eine weit großmüthigere Gnade, als ich nach diesen schweren Tagen erhoffen durfte.“

„Sie ist Ihm nicht mit gar gutem Willen gegönnt, denn Er sollte Preuße und mein aktiver Offizier bleiben! Wir sehen aber, Er will eben mit Gewalt weg, will alle Hoffnung in der Heimath fahren lassen, alle Unsere guten Absichten vereiteln! Er muß am Besten wissen, was Ihm gut ist.“

„Mir ist nur noch die Fremde gut, Majestät. Glück in der Heimath, das Glück, was ich ersehnte, finde ich nie!“

„Abah, Er hat nur den rechten Weg dazu verfehlt! — Hat Er irgend noch Etwas zu wünschen?“ —

„Nach dieser gnädigen Entlassung, Majestät, habe ich allerdings noch eine schwermüthige Bitte auf dem Herzen.“

„Nun?!“

„Graf Anhalt ist so weit in der Genesung, daß er Besuch empfangen kann. Ich möchte ihn — einmal nur noch sehen, ihm Lebewohl sagen und die Versicherung geben, daß meine Person nie mehr seinen Weg kreuzen wird. Ich möchte den Seinigen Alles abbitten, was meine Verblendung ihnen zugefügt hat!“

„Das ist christlich und sehr hübsch von Ihm, aber — es geht nicht an. Krusemark mag der Familie Seinen Gruß bestellen. — Der Graf hat — ehrenwerth und hochherzig genug, — den Seinen nicht die Art der Beleidigung mitgetheilt, welche Grund des Duells gewesen ist. Sein Besuch würde zu — Erörterungen vielleicht führen, die besser unterbleiben!“ —

„O, mein erhabener König,“ brach Steuben flammend aus, „ich habe geahnt, daß der erlauchte Graf edelherzig den Seinen die Größe meiner Schuld verschweigen werde! Sie darf aber der Dame nicht verschwiegen bleiben, welche diese Beleidigung gleich sehr wie ihn angeht!“

„Wozu soll das? Will Er sich und — Sie denn ganz zerfleischen?!" —

„Ich muß so handeln, Majestät! Die Comtesse hat mich geliebt, o, mir sagt's mein Herz, sie liebt mich noch, wird immer mich lieben, wo ich auch bin, wird an mir ewig kranken und mein Vergehen wird ihr ewiges Elend sein! Nur daß Sie mich — verachtet, kann sie heilen! Ihr Heil ist aber der einzige Trost meines Gewissens!!"

Friedrich II. war sehr bewegt, seine Umgebung nicht minder. — „Das ist wahrhaftig mein alter Steuben wieder, den Wir so lieb hatten, der Steuben, der in sich die Wiedergeburt seines eigenen neuen Menschen trägt! Ja, Er muß weg! Er muß der Comtesse das sagen, Er hat sehr Recht! — Zieh' Er etliche Tage in 'nen Gasthof, Krusemark wird Ihn bei dem Grafen anmelden, wird die Sache vorbereiten!" Der König reichte seinem entlassenen Lieblinge die Hand. „Geh' Er mit Gott, die ewige Liebe, die vorher schon dem Menschen seinen Pfad vorschreibt, wird über Friedrichs Adjutanten walten und seines Kriegsherrn, seines Meisters Ihn würdig machen! Wo Er auch sei, lasse Er gleich von sich hören!" —

Auf der Lindenstraße gab es damals eine Ausspannung, zum „rothen Roß" genannt, einen jener Gasthöfe niederen Ranges, in dem bescheidene Reisende, welche Bauern und Fuhrleute nicht genirten, billiges Unterkommen fanden. Dorthin, vom hohen Königsschlosse war Steuben mit seinem Diener Vogel gezogen. Außer zwei Mantelsäcken, dem Pistolenkasten und im Futterale Degen nebst Reitpeitsche, die Gefährten seiner Schlachten, führte er nur noch einen nicht sehr großen Holzkoffer bei sich, verschiedene militärische und andere Werke, alte Exercierreglements, seine Dienstpapiere und übrigen Utensilien enthaltend, wie ein unverheiratheter Militär sie eben zu besitzen pflegt. In der Stadt hatte er bei Generallieutenant von Koch, de Romanai und de l'Enfant Abschiedsbesuche gemacht und da er erklärte, in fremde Dienste zu treten, wo irgend Aussicht auf Krieg vorhanden sei, baten ihn die beiden Letzteren, seine alten Genossen als Knoblochs Adjutanten, er möge dann ihrer denken und ihnen auch Stellen verschaffen, sie wollten mit ihm dienen, wo es sei, denn das Garnisoniren im Frieden gefalle ihnen nicht. Er gab hierzu sein festes Versprechen. — Abschiedsbesuche bei Hofe machte Steuben nicht. Dies widerstrebte nicht nur seinem Gefühle, Krusemark hatte ihm auch angedeutet, der

König wünsche es nicht. Allerdings hatte Steuben noch Verwandte, seinen Vater, den Major in Landsberg und seine einzige Schwester, die einen Baron von Canitz geheirathet hatte und in Berlin lebte. Seinem Vater schrieb er ein kurzes Lebewohl, indem er erklärte, fortan im Auslande zu dienen. Er hatte nie viel herzliche Sympathie für denselben besessen, denn erstlich war derselbe ein sehr rauher Kriegsgesell mit etwas russischen Manieren gewesen, dann hatte den Sohn der lange Krieg zeitig von ihm getrennt. Die Familie seiner Schwester lebte zwar hierorts, aber ihre Verhältnisse waren sehr ungünstig, der innere Friede fehlte ihr und seine Schwester wie deren Gemahl waren engherzige Naturen. Zudem hatte er, nachdem er Adjutant geworden war, sich mit Vater und Schwester verfeindet, weil dieselben der Ansicht waren, jetzt könnten sie durch ihn auf leichte Weise ihr Glück machen und ihn fortwährend bestürmt hatten, ihren Prätentionen beim Könige das Wort zu reden. Dies schlug er rundweg ab und jedes Band war zwischen ihnen zerrissen. Sich seiner Schwester jetzt zu zeigen, vielleicht ihren schadenfrohen Bemerkungen sich auszusetzen, fühlte Friedrich keine Neigung. — Zwei Tage nach der letzten Audienz beim Könige besuchte ihn

Krusemark im „rothen Roß.“ Er theilte ihm mit, die gräfliche Familie von Anhalt erwarte ihn am Nachmittag, Alles sei eingeleitet. Er übergab ihm zugleich die vom Könige vollzogene Bewilligung, „daß Unserem ehemaligen Flügel-Adjutanten und Capitain Friedrich von Steuben ein unbeschränkter Urlaub unter dem Charakter als Major von der preußischen Armee gnädigst ertheilt sei.“ Gerührt nahm Steuben diese letzte Gnade seines Fürsten als Zeugniß von dessen Liebe hin. — Nachmitttag trat er seinen letzten Gang in Berlin, — den sauersten seines ganzen Lebens an. —

Der alte Kammerdiener des Grafen empfing ihn wie immer und führte ihn in das Zimmer des Patienten, bei dem die Gräfin sich allein befand. Leopold Ludwig von Anhalt saß am geöffneten Fenster nach dem Garten zu in einem Lehnstuhl zwischen Betten, — wohl noch recht bleich, aber er rauchte doch seine Pfeife wieder und die „Nachrichten über Staats- und gelehrte Sachen“ lagen auf seinem Schooße.

„Gott grüße Sie, lieber Steuben!“ er streckte ihm freundlich die Hand entgegen.

Ueberwältigt von seinen Gefühlen umarmte Steuben weinend den Kranken, dann küßte er der Gräfin Hand.

„Ich habe nur ein Wort, — Verzeihung, Erlauchte Frau, Gnädigster Graf! Wenn Sie meiner je denken, so denken Sie an mich wie an einen jungen, allzu eitlen Mann, der durch das Uebermaß seiner Leidenschaft nicht blos sein Glück zerbrach, sondern das von Menschen gefährdete, die seinem Herzen viel theurer sind, als er sich selbst!“

„Das, Steuben, ist auch die schönste Rache, daß wir jetzt wirklich wissen, wir seien Ihnen theurer als Ihre eigene Person! Sie haben schwer gefehlt, aber zehnmal schwerer gebüßt, jetzt ist's damit genug. Haben Sie die letzte Prüfung dieser Stunde hinter sich, dann können Sie mit dem Bewußtsein scheiden, Sie lassen Freunde hier zurück, die Ihrer nie anders als in Liebe und Hochachtung zu denken vermögen! — Gehen Sie, — gehen Sie in den Garten zu Sophien. — Ihre Anwesenheit greift mich jetzt noch ein Bischen an, in 'ner Stunde bin ich schon fester vor Ihnen. — Gehen Sie nur ganz ruhig, ich bin mit Ihrer edlen Absicht völlig einverstanden!“

Die Gräfin war sanft und höflich gewesen, aber wortkarg. Sie trug in ihrem Herzen Steuben das Duell doch noch nach, obwohl sie weder dessen Ursache kannte,

noch diesen liebevollen Empfang des Gegners durch den Gemahl begriff, noch weniger aber einsah, wozu jetzt noch ein heimliches Zwiegespräch zwischen Steuben und Sophien dienen solle. Gleich vielen vortrefflichen Ehefrauen aber, welche merken, daß Dinge hinter ihrem Rücken vorgehen, beschloß sie, auf den Charakter ihres Mannes vertrauend, die Aufklärung der Zeit zu überlassen. —

Durch denselben Pavillon, auf dieselbe Blumenterrasse trat jetzt Steuben, sah denselben reizenden dunkelbelaubten Garten, über welchen sich der Junihimmel wölbte, welche Zeugen seines übereilten Fehltritts gewesen waren. Hier blieb er stehen, die Hand auf sein schlagendes Herz gepreßt, um noch einmal dies Alles in sich als Bild zu saugen, das Bild des verlorenen Paradieses, das ihn durchs Leben als Erinnerung begleiten sollte. — Da regte sich Etwas unweit von ihm, — Sophie, die ihn, auf einem Gartenstuhle dicht am Hause sitzend, beobachtet hatte und nun aufstand.

„Sie kommen, uns Lebewohl zu sagen, lieber Friedrich,“ sagte sie, ihm mit Engelsruhe die Hand reichend.

„Ein ewig Lebewohl, Comtesse, ja! — Ich bitte

Sie aber, die Gnade zu haben, einen Unwürdigen nicht mit so trautem Namen anzureden, ihn nicht so sanft und edel zu behandeln, — er verdient es nicht. O, Sie wissen ja noch nicht, wie tödtlich er nicht blos Ihren Bruder, nein, Sie beleidigt hat und daß es Dinge giebt, die das Herz nie verzeihen kann!"

„Sie sollen mich nicht in dem Augenblicke des Scheidens in meinen Gefühlen irre machen, die unabänderlich sind und mit mir sterben werden. Zweifelslos haben Sie Unrecht gethan und uns Gram bereitet, dafür müssen Sie ja büßen. Wir büßen aber mit Ihnen, da wir Sie für immer entbehren müssen! Wie groß auch die Beleidigung sei, die meinen Bruder gezwungen hat, Sie zu fordern, diese Beleidigung, Steuben, wäre Ihnen unmöglich gewesen, wenn Ihre Liebe zu mir nicht mächtiger wäre, als Ihre Vernunft, als die Erinnerung an Ihre Würde, als die Erwägung, daß Sie die eigene Liebe morden aus übermächtiger Leidenschaft!! — Ludwig hat mich auf Ihre Eröffnung in so weit vorbereitet, als er mir sagte, Sie würden mir gestehen, wie groß und unverzeihlich Ihre Beleidigung gewesen sei. Gut denn, nennen Sie sie, aber je schwerer sie ist, desto tiefer nur werde ich empfinden, da ich

Ihrer Leidenschaft Ideal und Inhalt gewesen bin und ein Mann mich bis zur beiderseitigen Vernichtung geliebt hat und ewig lieben muß, der einer Kaiserin Reizen und den höchsten Gütern des Glücks, des Ehrgeizes und Stolzes zu widerstreben wußte. Ja, Friedrich, um Catharina's Willen ließen Sie — ein simpler Lieutenant, Ihr theures Preußen nicht, um Meinetwillen aber lassen Sie Vaterland, Ihres großen Königs Gunst, lassen Alles, selbst das fernste Hoffen! — Steuben, wenn auch dies Herz, das Sie verliert, mir brechen sollte, es wird im Tode doch auch von einem Kaiserlichen Stolz auf Ihre Liebe erfüllt bleiben!!" —

„O, Gott, mein Gott, auch diese Prüfung noch!! — Haben Sie doch Erbarmen, angebetetes Mädchen, mit mir, o nein, mit sich, — noch mehr mit sich selber! Vernichten Sie doch nicht das einzige, wenn auch schreckliche Mittel, welches ich ergreife, Sie sich selbst wieder zu geben, Ihrer Stellung und Ihrer Zukunft, das einzige Mittel, was zwischen uns eine ewige Kluft zieht und Sie durch Scham wie Empörung zwingt, eine Schranke zu setzen zwischen mir und Ihnen, — die der namenlosen Verachtung!"

„So sollte ich Sie deshalb nur von heute ab verachten, um Sie vergessen zu können, um frei vom Gefühle der Liebe zu Ihnen zu werden, um fähig zu sein, einst in eines — anderen, besseren Mannes Armen die Verirrung zu belächeln, Sie geliebt zu haben?! — Bei meiner Eltern Seligkeit, Sie lassen zu tief in Ihr aufopferndes Gemüth, in die Größe Ihrer Leidenschaft mich blicken, als daß ich nicht Ihr theures Andenken, Friedrich, mit aller Kraft eines Frauencharacters in meiner Brust festhalten, mit mir als die herrlichste Krone des Lebens hinüber in's Jenseits nehmen sollte! Und durch welches Wort haben Sie denn mich und den Bruder so beleidigt, der nur mit schwerstem Gewissen daran zu gehen fähig war, Rache an Ihnen zu nehmen? Soll ich das Wort Ihnen nennen? Soll ich es errathen und Ihnen beweisen, wie sehr ein liebend Weib, einer Seherin gleich, das ahnen kann, was man vor ihr verbirgt? — Sie sind von adeligen Eltern, Friedrich, Nichts haben Sie, — aber Alles, was wir an Ihnen lieben, haben Sie durch Ihr Schwert, Ihre Treue, durch den Adel in Ihrer Brust erreicht! In diesem Selbstgefühle, bei Ihrer Inbrunst für mich, wurden Sie von meinem Bruder mit Ihrem Antrage

abgewiesen! Da erinnerten Sie sich im Zorn Ihrer niedergetretenen Gefühle, daß ich wie Er ein —!!"

„Sprechen Sie nicht aus!"

„Ich sprech' es aus, — daß ich ein Bastard bin!! — — Steuben! —" Sophie senkte das Haupt und ihrer Stimme Ton ward leise wie ein zitternder Hauch, — „Sie nur allein, kein lebender Mann sonst, — Sie durften in so großem Liebesgrolle solch' Wort aussprechen, denn ich gehöre ja Ihnen, ich bin das beste Stück Ihres Herzens! Den Frevel, den ein Mann an seinem eigenen Ich, an seiner Seelen Seele begeht, kann man ein ganzes Leben lang beweinen, — lieben muß man ihn darum doch!! Diese Ueberzeugung kann keines Königs Machtgebot, kann keines Bruders Rücksichten zerstören! Ich thue meine Pflicht, wenn ich dem Glück entsage, Ihr Weib zu sein, das Glück aber zu verlieren, mich von Ihnen allein und über Alles geliebt zu wissen, es hieße für mich so viel, als — sterben!!"

„So lebe, liebe mich, Sophie, so heiß und sehnsuchtsvoll, wie ich Dich liebe!" Er umarmte sie sanft. „Einst, in dem Lande, das hinter den Gräbern rosig aufsteigt, wird Gott uns beide verklärten Seelen in

Eine gatten, das sei unser unvergänglicher Trost!" Er küßte sie.

Da, — jauchzend, schluchzend, hing sie an Steubens Halse und küßte ihn mit flammendem Munde. „Jenseits der Gräber!" rief sie zu ihm auf, ganz Hoffnung und dennoch ganz Entsagung. —

„Sophie, mach' mir das Scheiden nicht so erbarmungslos schwer! — Willst Du mir ein Zeichen Deiner Liebe mitgeben, — o schenk' mir Dein Miniaturbild, daß ich auf dem Kamin so oftmals stehen sah. Es wird nicht nur Dein hohes, reines Bild mir stets erneuen und klar erhalten, es wird auch der Genius sein, der mich stets an meine Pflicht mahnt! Nie mehr erkenne ich, als jetzt, wie tief in meiner Raserei ich irrte! Die edle Liebe, die Du mir schenktest, hat nur in einem fürstlichen Herzen Raum, dem Herzen, das allgewaltig, groß und licht, Himmel und Erde zu umfassen weiß!" —

Hand in Hand schritten sie in's Haus, im Pavillon trennten sich Beide. Während Sophie ihr Bild holte, trat Steuben wieder in des Grafen Zimmer.

„Ich hatte, bevor Sie kamen, lieber Steuben, mir hier mein Fenster, wie Sie sehen, öffnen lassen, des

Tabaksrauchs wegen. Ich kann nicht dafür, daß ich also ziemlich Alles hörte, was mir so nahe auf der Terrasse gesprochen wurde."

„Was konnte ich denn thun, theuerster Graf?!" erwiderte Steuben in stumpfer Resignation.

„Nichts, Friedrich, als was Sie gethan haben. Es ist vergebens, gegen Gottes Fügung zu streiten! Giebt der Himmel Ihnen Glück, mein Freund, so daß Sie sich sagen können, Sie vermögen Sophien vollendet zu beglücken, so weit als es ein Erdenmensch nur kann, dann — hier meine Hand, mein Wort, dann ist Sophie die Ihre und selbst meines Königs Mißfallen soll mich unbedenklich machen!"

„Mein theurer Graf, mein —"!!

„Nennen Sie mich Ludwig! — Doch still von thörichten Hoffnungen, Sophie kommt! — Gehen Sie Ihren Weg, Gott giebt das Ende!"

Sophie trat ein, ihr Bild, in einem Etui verschlossen, in der Hand. Sie reichte es Steuben, ohne ein Wort zu sagen.

„Sie werden ihr dafür, so bald Sie können, das Ihrige senden, Friedrich!" sagte der Graf ernst. „Und

nun — umarmt Euch Beide nochmals! — Lebe wohl, theurer Steuben, lebe wohl!"

Vor den Ihrigen umfingen sich Sophie von Anhalt und Friedrich von Steuben — zum letzten Male. —

Zwei Stunden später blies der Postillon den „Major zur Disposition" zum Halleschen Thor hinaus, dem „dustern Keller" vorbei, nach Halle! — O ja, vorbei — vorbei ist Alles! Vieler Menschen Länder und Städte sah nachmals unser Held, — die Thürme Berlins, das alte „Haus Anhalt" auf der Wilhelmsstraße mit seiner Terrasse, seinem Parke, seinen großsinnig edlen Menschen — nie wieder!!! —

Viertes Capitel.

Amerika!

Unsere Geschichte macht einen weiten Sprung. Viele Jahre sind verflossen, seit Friedrich der Heldenkönig den Hubertsburger Frieden schloß. — Wohl lebten frisch genug seine leuchtenden Thaten in der Erinnerung der Menschen, er war und blieb die Bewunderung Europas, unüberstrahlt bisher von keinem Fürsten oder Feldherrn des Jahrhunderts, — aber trotzdem hatte sich die Welt, hatten die Menschen so unendlich sich verändert, daß, wenn diese rapide Wandlung derselben stetig so fortging, man wahrlich nicht absehen konnte, wo sie denn schließlich enden solle! Namentlich war diese sonderbare und in vieler Beziehung unbegreifliche

Wandlung in West=Europa ersichtlich. Blendend und schreckhaft zugleich, war sie von einem Strahle höchster göttlicher Vernunft erfüllt, dennoch aber so corrupt und parador als möglich! — — Statt des Jahres 1763 schreiben wir jetzt den 2. Mai 1777 und gute vierzehn Jahre sind es her, seit Steuben Berlin und in ihm all' sein Lebenshoffen hinter sich gelassen hatte. — An besagtem zweiten Mai befinden wir uns als blinder Passagier in der diligence ordinaire de Meaux, welche eben dies Städtchen verlassen hat und die alte östliche Straße hinab in's Seine=Thal der dermaligen Metropole der Welt, dem riesigen Zeughause materieller Ueppigkeit wie geistreich blitzender Ideen, kurz — Paris entgegen rasselt. Schon hebt sich der Park von Courberon und Clichy im Westen empor. — —

Bevor wir nun einen Blick auf die Insassen besagten öffentlichen Fuhrwerks werfen, ist ein Rückblick auf die inzwischen erfolgten Weltbegebenheiten nöthig, sonst würden wir weder die Art des Gespräches dieser Herrschaften noch ihre Empfindungen begreifen.

Wiederum steckt heller Krieg die Welt aller Ecken in Flammen, indeß Deutschland von den selbstgeschlagenen Wunden ausruht. Rußland erweiterte sich unter Ca=

tharina II. durch die erste Theilung Polens wie nach einem glücklichen Kriege mit der Türkei im Osten ansehnlich. Während des siebenjährigen Krieges aber war bereits der Kampf Englands gegen Frankreich wegen der Grenzen der beiderseits besessenen großen Ländergebiete in Nordamerika losgebrochen und die englischen Colonisten hatten wacker für ihre Regierung gestritten. Schon 1749 hatte England den Franzosen das Ohio-Gebiet entrissen und nachdem diese mit abwechselndem Glück kämpften, die englischen Generale Abercrombie und Loudon aber schlecht genug ihre Schuldigkeit thaten, war durch Pitts patriotischen Eifer und unermüdliche Thatkraft der Krieg der amerikanischen Colonien 1758 gegen Frankreich zu einer neuen Entwicklung gekommen. Das Mutterland hatte Soldaten, Flotten und Geld gesendet. Der kühne Lord Clide hatte in Ost-Indien dagegen die Reiche Bengalen, Orissa und Babar der ostindischen Compagnie unterworfen, die Anglo-Amerikaner aber warfen die Franzosen sowohl auf dem amerikanischen Festlande, wie sie sie im atlantischen Oceane schlugen. General Wolfe's Name wurde unsterblich! — Er drang mit Armhorst und Muray in Canada ein, eroberte es völlig und zugleich dessen Hauptstädte Quebec und

Montreal. Endlich, mit dem Hubertsburger Frieden zugleich, hatten England und Frankreich in Paris den Frieden unterzeichnet und Letzteres außer Ohio noch die Provinzen Canada und Kap Breton abgetreten; als beiderseitige Grenze wurde der Thalweg des Mississippi festgestellt. Von Spanien dagegen hatte England Florida und alle spanischen Besitzungen im Osten des Mississippi erhalten. — Frankreichs Demüthigung wie der Reichthum Englands, der ihm durch so große Eroberungen erwachsen war, konnten hiernach geradezu ungeheuer genannt werden. Aber diesen Erfolg verdankte außer dem älteren Pitt und Generalen wie Clive und Wolfe England in Amerika vor Allem seinen tapferen und loyalen Colonisten. Wäre die Regierung klug gewesen, sie hätte nunmehr mit allen Kräften die sehr billigen Wünsche derselben unterstützt, um ihnen die Möglichkeit zu geben, sich endlich ihres, von einem nie versiegenden Reichthume erfüllten Bodens zu erfreuen und dessen großartige Hülfsquellen für seine eigene Entwickelung, als auch für den Nutzen des Mutterlandes zu erschließen. England war aber nicht blos undankbar gewesen, es hatte seinen amerikanischen Provinzen ihre patriotischen Opfer mit einer Gemeinheit vergolten,

welche nur noch von der Hirnlosigkeit derselben überboten zu werden vermochte! — Einer der traurigsten aller englischen Regenten war König Georg III. Als er 1760 den Thron seines Großvaters bestiegen hatte, Lord Bute aber als Galan der Königin-Mutter, der verwittweten Prinzessin von Wales, die Zügel des Staats an sich gerissen hatte, wurde der geniale Pitt entlassen und Lord Greneville trat an dessen Stelle, ein Minister, dessen Engherzigkeit sogar die seiner eigenen Nation noch übertraf. Bereits im März 1764 war die verrufene Greneville-Akte erschienen, welche nicht nur den amerikanischen Colonien eine unerhörte Steuerlast auferlegte, sie dem Stempelzwang unterwarf, sondern auf Kosten derselben der englisch-ostindischen Compagnie an der amerikanischen Küste ein Schifffahrts- und Handelsprivilegium für die bedeutenden Summen ertheilte, welche diese Gesellschaft dem Staate während des französischen Krieges hatte vorschießen müssen. Diese Akte hatten in den Colonien eine furchtbare Aufregung erzeugt! Die amerikanischen Unterthanen Englands waren keine zahmen Schlachtopfer für den gefräßigen Beutel des Mutterlandes, sie hatten sowohl gegen die wilde Natur ihres Heimathlandes, wie gegen die Franzosen

als Männer gekämpft und Selbstbewußtsein wie Unabhängigkeitssinn gewonnen. Schon 1753 mitten im Kriege hatten sie in einem Generalkongresse beschlossen, die Krone zu bitten, daß sie entweder Abgeordnete der amerikanischen Provinzen in's londoner Parlament schicken dürften, um ihre Interessen zu wahren, oder daß in Amerika selbst ein Congreß zusammentrete. Natürlich paßte es dem unersättlichen englischen Krämergeiste viel besser, seine Colonien gewaltthätig auszusaugen, als die Amerikaner durch ein eigenes Parlament bestimmen zu lassen, wie viel sie dem Mutterland Tribut zu zahlen hätten! Die Greneville-Akte war die brutalste Verhöhnung der Gefühle Amerikas, ein Eingriff in den gesammten Kreis ihrer socialen wie politischen Rechte. Im Oktober 1765 schon waren die Colonialkongresse von Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut, New-Jersey, Pennsylvanien, Maryland und Süd-Carolina zusammengetreten, hatten die Greneville-Akte für gesetzwidrig erklärt und eine Beschwerde an das englische Parlament beschlossen, Schutzvereine hatten sich überall gebildet und Benjamin Franklin ward ihr Präsident. Zwar hatte England im nächsten Jahre die Stempelakte aufgehoben, aber die Steuerbill blieb. Das englische

Parlament erklärte ferner: daß Amerika der englischen Regierung einfach zu gehorchen hätte! — Die darauf gegebene widersinnige Zollakte des Ministers Townshend erbitterte die Amerikaner noch mehr. Franklin veröffentlichte einen Briefwechsel des Statthalters Hutchinson mit dem Obersten Olivier, aus welchem die offene Absicht des englischen Parlaments hervorging, die Verfassung von Massachusetts abzuändern! Ein furchtbarer Ausbruch des Volksunwillens war die nächste Folge!! — Noch war der Thorheit der englischen Regierung aber nicht genug. 1770 im Februar wurde die Theeakte des Ministers Lord North in Amerika eingeführt! — Drei Jahre später warf das erbitterte Volk in Boston 342 Kisten zu verzollenden Thee in's Meer! — Nun ließ zur Bestrafung England den Hafen von Boston durch eine Flotte sperren, aber bereits war die Empörung ausgebrochen, Oberst Georg Washington, der sich im Kampfe gegen Frankreich besonderen Ruhm erworben hatte, wurde zum Befehlshaber des amerikanischen Volksheeres gegen England in Virginien ernannt. Die Colonien rüsteten zum Kriege, wählten einen Sicherheitsausschuß und errichteten ein Heer von 12,000 Mann. Im Januar 1775 war nunmehr General Gage beor=

dert worden, die Waffen offen gegen die Rebellen zu brauchen. Am 18. April, im Begriff den Congreß in Concord aufzuheben und die dortigen Magazine der amerikanischen Volkstruppen zu zerstören, wurden 1800 Mann Briten bei Lexington, zwischen Boston und Concord, so total geschlagen, daß es nur der einzigen Brigade Percy gelang, fliehend Boston zu erreichen! Schon im Mai hatte der amerikanische Oberst Arnold die Forts Ticonderoga und Crownpoint in Canada erobert, im Juni aber war Washington einstimmig zum Oberfeldherrn der gesammten nordamerikanischen Kriegsmacht erwählt worden; unter ihm standen die Generale Putnam, Ward und Schuyler. — Inzwischen hatten die Briten namhafte Verstärkungen unter den Generalen Bourgoyne, Clinton und Howe erhalten. Howe steckte den 17. Juni Charlestown in Brand und siegte bei Bunkershill. Die Amerikaner mußten weichen, doch ohne Bostons Belagerung aufzugeben. Washington bedrängte sogar die Engländer in Boston sehr hart. Ein anderes Corps unter General Arnold fiel im Spätherbst von New-Hampshire her in Canada ein und eroberte einige Grenzforts so wie Montreal. Montgomery aber griff Quebec an und fiel bei

dem siegreichen Sturme auf die Hauptstadt. Der Tod dieses Braven und die Unzulänglichkeit der Mittel, ihren Sieg festzuhalten, zwang die Amerikaner Canada indeß zu räumen, aber ihr Enthusiasmus war entflammt! Sie wollten lieber zu Grunde gehen, als nochmals dem englischen Scepter unterjocht sein! — Am 17. März 1776 mußte General Howe endlich Boston mit allen Vorräthen an Washington übergeben und nach Halifax abziehen. — So sehr das Glück der amerikanischen Waffen nun bewundert werden mußte und den Enthusiasmus der freiheitsdurstigen Colonien rechtfertigte, ihre Hoffnungen waren dennoch sehr verfrüht. Nicht die Kriegskunst der Amerikaner hatte bisher gesiegt und Vortheile erlangt, denn dies Alles waren ja nur Erfolge einer fanatisch erregten, undisciplinirten Volkskraft gewesen, die, von wenigen wirklich militärisch befähigten Männern richtig geleitet, mit einer solchen Mehrzahl die englischen Streitkräfte überfallen hatte, daß die bestgeschultesten Linientruppen ihr nicht zu widerstehen vermochten. Mit dem Augenblicke indeß, wo das Mutterland im Stande war, große Armee-Corps regulärer Truppen mittels bedeutender Flotten beliebig an die amerikanischen

Küsten zu werfen, mußte die amerikanische Erhebung auf's Aeußerste in Gefahr gerathen und Jeglichem sich das Gefühl aufdrängen, wie wenig der beste, glühendste Wille, die wuchtigste Kraft der rohen Masse gegen geschulte Berufssoldaten auszurichten vermöge.

Dieser Augenblick erschien im Sommer 1776. England hatte 55,000 Mann ausgerüstet, welche mit einer starken englischen Flotte unter Admiral Howe landeten. Daß die großbritannische Regierung die schimpflichsten und unmenschlichsten Mittel nicht scheute, die Colonien zu Boden zu werfen, bewies, daß unter den besagten neuen Truppen sich allein 16,000 Hessen, Braunschweiger, Waldecker und Anhaltiner befanden, die mit Gewalt von ihren verehrten Landesvätern gepreßt und per Kopf an England verkauft worden waren!! — —

Im Juni, des sicheren Zuzugs aus dem Mutterlande gewiß, setzten sich die englischen Generale Clinton und Cornwallis nach Charlestown in Marsch, während die Flotte sie unterstützen sollte. Der amerikanische General Lee schlug sie jedoch auf allen Punkten zurück, so daß sie nach New-York umkehren mußten. Am 4. Juli endlich hatten sich die sieben Staaten Amerikas:

Massachusetts, New-Hampshire, Rhode-Island, Connecticut, Pennsylvanien, Virginien und Süd-Carolina für unabhängig erklärt, andere Staaten traten ihnen bei Die Union der ersten dreizehn war begründet, Franklin aber gab ihr eine republikanische Verfassung! — — Der englische General Bourgoyne brach nunmehr in Canada ein, das Corps der Amerikaner unter Gates mußte bis an den Champlain-See zurück weichen, wo dessen Süßwasserflottille lag, welche die Communikation zwischen dem St. Lorenz- und Hudsonflusse aufrecht erhielt. Um Albany zu erreichen und sich mit Howe wieder zu vereinigen, mußte Bourgoyne diese Flottille nun erst zerstören und die Forts Ticonderoga und Crownpoint wieder erobern. Inzwischen war Howe auf Long-Island gelandet und hatte die Amerikaner unter Sulivan bei Brockland geschlagen und die Stadt New-York besetzt.

Washington sah sich jetzt gezwungen, seine feste Stellung bei White-Plains aufzugeben und in die nördlichen Gebirge, dann sogar über den Delaware zurückzugehen und sein auf 2000 Mann geschmolzenes Heer mit 6000 Milizen zu verstärken. Die Ueberzeugung, daß die höchste Gefahr gekommen sei, bewegte den

Congreß jetzt zu dem außerordentlichen Beschluß, Georg Washington zum **Diktator** zu ernennen, während die Briten ganz Rhode-Island besetzten und den trefflichen Hafen von New-York eroberten. Einen Tag nach Weihnachten setzte Washington sein Heer, verstärkt durch Freiwillige aus Pennsylvanien und New-Jersey in Marsch, **durchbrach** bei Trenton die englische Linie und nahm 1000 Hessen gefangen, am 3. Januar 1777 schlug er den englischen General Cornwallis bei Princeton, während der amerikanische Oberstlieutenant Barton den englischen General Prescoe aufhob. Die Engländer wurden aus den meisten Punkten im Staate New-Jersey **verdrängt**, das Selbstgefühl der Amerikaner begann sich **abermals** zu heben! —

Die vorhergegangene Knechtung und diese energische Erhebung des Volks, dies eben so furchtbare, wie zweifellos glänzende Ringen der Amerikaner mit der englischen Streitmacht, die brutale Abscheulichkeit der Mittel, deren sich die Regierung zu London während des Krieges bediente, hatte, verbunden mit dem Grolle, unlängst von Großbritannien besiegt worden zu sein, Frankreich in allen Schichten aufgeregt und dessen Sympathie für die vereinigten Staaten zum Culminationspunkte getrieben.

Der Geist der Nation war überdem durch Rousseau's „Gesellschaftsvertrag", „die Aufstellung der Menschenrechte", die Lehren Voltaire's und der Encyklopädisten in einer Weise für die Ideen der Freiheit und Gleichheit empfänglich gemacht worden, daß die Franzosen im Jahre 1777 Angesichts der Praxis dieser Ideen durch die Amerikaner und bei deren Waffenthaten eine fieberische Wollust, eine romantische Sehnsucht empfanden, im Kampfe Amerikas gegen seine Tyrannen Theil zu nehmen! Die Keime und Anfänge einer geistigen Bewegung, welche das Kriegsgetümmel auf dem europäischen Continent eine Weile unbeachtet gelassen hatte, waren pilzartig jetzt emporgeschossen und begannen ihre ersten, sehr ernsten Früchte zu tragen! — — —

Natürlich waren die Insassen besagter auf dem Wege nach Paris befindlicher Diligence von der großen Frage der Zeit nicht weniger erfüllt, wie das ganze Land. Die Gesellschaft inclusive des Condukteurs Monsieur Carbonier, zwölf Personen stark, hatte sich auf der Poststation zu Meaux zusammengefunden und vertrug sich, trotz der großen Verschiedenheit ihrer Lebensstellungen sehr gut und war bereits in lebhaftester Unterhaltung, zumal der Condukteur Sorge getragen hatte,

sie bald mit einander bekannt zu machen. Der omnibusartige Kasten der Diligence, von vier Pferden gezogen, bestand aus drei Coupés. Das vorderste nach den Pferden und dem Bock zu, wurde von dem Condukteur, und der etwas korpulenten Madame Pampagnan eingenommen, welche ihres Zeichens Epicière, also Spezereihändlerin war. Rechts den Eckplatz neben ihr hatte ein kräftiger Bursche mittleren Alters inne, welcher in einer dunkelbraunen Livrée mit rothen Aufschlägen steckte; er gehörte zweifelsohne der dienenden Klasse an. Da er einen Zopf trug, etwas in Frankreich Unerhörtes, und kein Wort der Landessprache verstand, wurde er bald übersehen. — Das mittlere, innere Coupé gehörte den bevorrechteten Ständen. Den linken Rücksitz, dem fremden Diener dos-à-dos, hatte ein ebenfalls bezopfter etwas steifer, sehr ruhiger, fein, doch nicht prätentiös gekleideter und auffällig schöner Herr, „un baron allemand“, wie Carbonier den Uebrigen anvertraut hatte, eingenommen. Ruhig und im besten Französisch nahm er an der Unterhaltung nur gerade so viel Theil, als nöthig war, um sich entweder zu belehren, oder neugierigen Anfragen zu genügen. Den Mittelplatz neben ihm hatte Demoiselle Claire de Joliveu inne, die unter

dem Schutze Monsieurs le Chevalier de Robignac und la Chevalière, seiner Gemahlin, reiste, welche ihr und dem baron allemand gegenüber saßen. Der Platz neben der Chevalière gehörte einem Grafen, Stanislaw de Clermont-Tonnere, aus einer der bekanntesten altadligen Familien von Paris. Die ihm sehr ungewohnte Diligence war von ihm nur gewählt worden, weil seine Reiseequipage in Meaux eines plötzlichen Unfalls wegen zurückbleiben mußte, er aber Paris noch heute zu erreichen wünschte. Natürlich wandte sich ihm die allgemeine Höflichkeit zu, denn noch war man lange nicht so weit, daran zu denken, die rousseauische Gleichheit im Leben praktisch anzuwenden. — Das letzte, dritte Coupé war rückwärts gekehrt, so daß dessen Insassen den Weg, welchen man gekommen war, überblickten. Monsieur Pradin, ein feister pariser Großhändler, und ein heiteres, noch junges Ehepaar, Monsieur und Madame Glorieux, marchands de modes, theilten sich in dasselbe. Da die Zwischenwände, welche die Coupés trennten, nur aus einem Ledervorhange bestanden, das Wetter aber schön war und die Gesellschaft an einander Gefallen fand, so hatte man dieses Trennungsmittel aufgerollt und an die Decke des Wagens geschnallt.

Frische Luft wie frische Rede kamen somit der ganzen Gesellschaft zu Gute. — Bald hätten wir eine Person übersehen, welche noch im Mittelcoupé rechts neben Demoiselle de Joliveu sitzt, einen 18jährigen Studenten der Rechte aus Arras, welcher am Collége de France habilitirt ist. Ein kleines, dürftiges Bürschchen, das anfänglich wenig spricht und den man noch weniger fragt, er nennt sich — Maximilian Robespierre. —

„Nein, nein, mein Herr Baron," setzte der Chevalier das nach gegenseitiger Begrüßung im Wagen bald sehr lebhaft begonnene Gespräch fort, „da wir einen preußischen Offizier in Ihnen die Ehre zu sehen haben, so dürfen Sie nicht behaupten, daß Amerikas Befreiung es nicht sei, die nicht auch Sie nach Paris ruft! In Zeiten wie die unseren, wo der Enthusiasmus für die großen politischen Ideen der Menschheit Paläste wie Mansarden erfaßt hat, jede Berufsart blitzartig durchdringt und belebt, reist sicher ein preußischer Krieger, welcher unter seinem großen Könige gekämpft hat, zum Vergnügen nicht nach Paris, viel weniger nach England. Fi donc! Ein so elendes Volk zu besuchen, daß der Mammon zum Tyrannen und Banditen an denselben amerikanischen Colonien gemacht hat, ohne deren Helden-

muth unser Heer niemals jenseits des Oceans geschlagen worden wäre!! Wahrhaftig eine Mutter, welche ihr Kind dafür quält und ruinirt, daß es ihr größeren Reichthum und den Sieg über ihre Feinde verschafft hat, würde Englands unmenschlicher Bosheit gegenüber noch für tugendhaft gelten! Ich gebe Ihnen mein Wort, es kommt noch dahin, daß Frankreich für Amerika gegen England marschirt! — Nein, nein, seien Sie offen! Sie kommen nach Paris, um dem Beispiele des kühnen Marquis de Lafayette, Kosciusko's, Pulawsky's und des wackern Duplessis zu folgen und Amerika zu befreien!"

„Für Ihr gütiges Zutrauen bin ich sehr verbunden, Herr Chevalier, aber Sie irren sich zufällig wirklich," sagte matt lächelnd der „baron". „Ich habe keinerlei Wunsch und Absicht, wieder zu dienen, am Wenigsten für eine Sache, die mir so fern liegt. Ich bin kein Republikaner, sondern ein Anhänger der Monarchie und wenn ich auch nicht das Benehmen des englischen Volks, noch weniger das seiner Regierung gutheißen kann, denn es ist gewissenlos, so hat es denn doch wohl auch in England noch Ehrenmänner, unter diese aber rechne ich die Freunde, denen mein Besuch gilt!"

„Verzeihen Sie, Herr Baron, sagte die Chevalière voll Liebreiz, „wenigstens die neugierige Frage, in welcher Charge dienten Sie in Ihrer Armee?!“

„Ich hatte die Ehre, der persönliche Adjutant Sr. Majestät zu sein, kurz vor Schluß des Krieges aber kommandirte ich unter dem Herzog von Bevern das Regiment Salmuth bei Kassel und genoß so den Vorzug, mit ihren tapferen Landsleuten, schöne Frau, persönlich die Klingen zu kreuzen.“

„Es ist rein unmöglich, mein Herr,“ rief die lebhafte Claire de Joliveu, „daß ein Held Ihres Schlages nach England reisen will, anstatt Amerika seinen glorreichen Degen zu weihen! Wenn es nicht zu viel gesagt ist, will ich so kühn sein, zu behaupten, Sie sind von Ihrem großen Könige geradezu zur Unterstützung Amerikas gesendet und wenden die englische Reise nur vor, um den zahlreichen Spionen zu entgehen, durch welche Großbritannien unsere Regierung in Paris und Versailles überwachen läßt!!“

„Mademoiselle, ich kann Sie nicht hindern, zu glauben, was Ihnen nicht auszureden ist,“ sagte der Baron in kühler Artigkeit, „aber Se. Majestät kann mich schon deswegen nicht nach Amerika senden, weil

er mir seit zwölf Jahren den Abschied bewilligt hat, ich seit jener Zeit den preußischen Staat verlassen habe und in Würtemberg, Baden und Hechingen lebte. Ein König kann mir doch immer nur so lange befehlen, als ich in seinen Diensten bin, ich habe gegenwärtig aber das Vergnügen, ein völlig freier Mann zu sein und über meine Person allein zu verfügen."

„Wenn Sie für die Freiheit, für dieses großartige Leiden und Kämpfen der Colonien wirklich auch keine Sympathie haben, wie wir," rief die Chevalière mit blitzenden Augen, „doch gewiß für Ihren eigenen persönlichen Ruhm, für den edlen Ehrgeiz Ihrer Heldenseele, für das ritterliche Entzücken, mit dem Schwerte dem Unterdrückten beizuspringen?!"

Der Baron begann etwas gelangweilt auszusehen. — „Frau Chevalière, wir Menschen sind nicht Alle von demselben Stoffe, noch haben wir dieselben Ideen. Mein Ehrgeiz ist — begraben wie alle Hoffnungen meiner Jugend! Ich habe weder den Drang, mich in die großen Fragen der Zeit zu mischen, noch hoffe ich, daß sich Jemand vorsorglicher meiner Zukunft annehmen wird, als sie, schöne Frau, es wirklich werth ist!"

„Schade, daß ein Mann in seiner Blüthe das von

sich sagen kann!“ Der Chevalier verbeugte sich etwas spöttisch. „Ich begreife indeß, Sie wollen damit andeuten, Sie wünschten nicht, mit dem Worte Amerika ferner in Verbindung gebracht zu werden.“

„Weil es gänzlich unwahr wäre, dies zu thun, Herr Chevalier! Ich werde weder für noch gegen Amerika in irgend einer Art thätig sein, ein Land, dem ich von ganzem Herzen übrigens den Sieg schon um seiner Bravour und der Ungerechtigkeiten willen wünsche, die es erlitten hat!“

„Ich begnüge mich mit diesem gerechten Urtheil über die Union. Die Gründe, welche Sie in kraftvollem Lebensalter auf jede öffentliche Thätigkeit resigniren lassen, müssen Verhältnissen entspringen, welche Ihr Herz wie Ihr Gewissen allein angehen!“

„Sie haben vollkommen Recht, Herr Chevalier. Seit ich meines Königs Dienst verließ, nahm mein Leben eine so unheilvolle Wendung, daß ich nicht mehr das Vertrauen habe, meine geringe Hülfe könne noch irgend einer Sache, einem Lande oder Volke Glück bringen! — Wollen wir nicht von irgend etwas Interessanterem sprechen, als von meiner Person?“ — —

Das Gespräch stockte. Die Gesellschaft war eigen=

thümlich ernst geworden, in den Augen der süßen Claire glänzte sichtliche Theilnahme. Wenn der preußische Offizier, in welchem wir wohl längst einen alten Bekannten wiedererkannten, durch seine letzte Rede geglaubt hatte, bei seinen Reisegenossen an Bedeutung zu verlieren, dann hatte er geirrt, vielmehr war das Gegentheil erreicht worden. Man machte in seinen Forschungen nur eine vorläufige Pause, um einen neuen Angriffspunkt an ihm zu entdecken. Dies allgemeine Sentiment für ihn ward indeß glücklicher Weise bald abgelenkt.

„Ach, meine Herrschaften, von Was soll man heut zu Tage wohl noch reden,“ seufzte Madame Glorieux plötzlich auf, „wenn es nicht von der großen amerikanischen Revolution ist? Sie beherrscht unsere Gedanken, unsere Gefühle, unsere Sitten und unsere Moden!“

„Die Mode auch, meine Liebe?“ rief die Chevalière lebhaft.

„Gewiß, gnädige Frau! Die Männermode wenigstens schon! Ich und mein kleiner Mann, marchands de modes, Ecke der Honoré und Rue St. Martin, hatten den unglaublichen Vorzug, dies zu bewerkstelligen!“

„Neue Männermoden und auf die amerikanische Revolution bezüglich?“

„Ganz gewiß, Frau Chevalière. Mein Männchen faßte vor einem Vierteljahr den heroischen Entschluß, den berühmten Herrn Benjamin Franklin zu besuchen und denselben zu bitten, ihm seinen mausgrauen Ueberrock als Modell zu überlassen, um nach demselben einen Rock „à l'indépendance de Franklin" anzufertigen. Dieser große Mann von schlichter, bewundernswerther, von einer Römertugend, wie die Herren von der Akademie von ihm sagen, erklärte sich bereit, dieses Kleidungsstück uns unter der Bedingung zu überlassen, daß wir ihm dafür zwei eben solche neue Röcke herstellten!"

Ein schallendes Gelächter antwortete der Modistin. — „Alle Achtung vor solcher Römertugend!" kicherte Claire de Joliveu.

„Spaßen Sie nicht, meine Herrschaften!" nahm Monsieur Glorieux das Wort. „Diese Bedingung war sehr billig und der große Mann wußte, was er that! Er hatte nur einen Rock, den er somit überhaupt nicht hergeben konnte, nun hat er zwei, die ihm bewunderungswürdig stehen. Er trägt meine Röcke! — Ich aber hatte acht Tage die Reliquie dieses Erhabenen, der seines Volkes Sache unter uns verficht, in meinem Laden gegen zwei Francs Entrée ausgestellt und nahm die Kleinigkeit

von 7413 Francs für diese Spekulation ein. Dann hing ich denselben in mein Schaufenster mit der Affiche: „Rock des großen amerikanischen Bürgers Franklin! Exemplare derselben Art und Farbe für jede Figur sind hier für 150 Francs zu beziehen.“ Wir machen ein enormes Geschäft damit, messieurs et mes dames, denn Sie sehen auf den Boulevards, im Café Regence, im Palais royal, kurz wo nur gute Gesellschaft verkehrt, diese mausgrauen Röcke mit dem hohen Kragen und dem Regenmäntelchen! Ein Land, das einem einzigen Franzosen schon so viel einbringt, ist werth, daß unsere ganze Nation sich für seine Freiheit begeistere!“

„Ich bin auch ganz für die Amerikaner,“ klang Pradins, des Großhändlers, Baß durch das Gekicher. „Diese Engländer mit ihren Flotten sind Schuld, daß wir keinen Tabak, keine Baumwolle, kein amerikanisches Leder, keine edlen fremden Hölzer, keinen Zucker mehr erhalten, oder nur zu ganz unerschwinglichen Preisen! Eine so nichtswürdige Nation muß gehaßt werden von Jedem, der da raucht, schnupft und Kaffee trinkt, von jedem Gebildeten:“

„O Gott ja, Mr. Pradin,“ accompagnirte die Epicière, im vorderen Coupé sich umwendend, „Sie

sprechen ein sehr wahres Wort aus. Selbst die Rosinen und das Gewürz, Wein und Oel schlagen darum jetzt ungeheuer auf, so daß man nichts mehr verdient. Das ist für eine Wittwe, die vier Kinder und zwei Ladendiener zu ernähren hat, nichts Kleines!"

„Natürlich," erwiderte Pradin eifrig. „Die Menschen wollen eben leben und ihren Genuß haben; wird das Eine ihnen vertheuert, so halten sie sich am Uebrigen schadlos. Dadurch werden auch alle anderen Bedürfnisse dem gesteigerten Verbrauch gemäß theurer! Kommen Sie übrigens zu mir, meine liebe Pampagnan, rue du bac 12, — ich werde Ihnen Preise machen, bei denen Sie zufrieden sein sollen."

„Sehr großmüthig, mein theurer Herr Pradin, ich werde Ihnen meinen ergebensten Besuch machen!" Dabei wechselte die liebe Pampagnan mit Pradin ein rasches Kreuzfeuer von Blicken, indeß die übrigen Insassen vor Lachen zu ersticken drohten. Selbst des Barons melancholisches Gesicht wurde vorübergehend durch diese Consequenzen des anglo-amerikanischen Krieges erhellt.

Studiosus juris Robespierre allein hatte nicht gelacht, sondern mit gekniffenen Lippen zugehört. — „Um

Vergebung," sagte er zu dem Modisten mit tauben-sanfter Stimme, „wo wohnt der große Franklin?"

„In Passy Nr. 112, parterre, mein Herr!" gab Glorieux mit stolzem Bewußtsein zurück.

„Was wollen denn Sie bei ihm, der Jünger der Themis?" fiel Graf Tonnere ein.

„Ich liebe die Freiheit und Gleichheit, weil ich eben die Gerechtigkeit liebe," entgegnete Maximilian. „Besonders wünschte ich in Franklin aber den berühmten Entdecker des Blitzableiters kennen zu lernen und ihm ein schriftliches Plaidoyer über den Nutzen dieser Erfindung vorzulegen."

„Ueber dieselbe ist man in Paris aber doch nicht mehr in Zweifel?" sagte Demoiselle Claire.

„In Paris nicht, aber in der Provinz! In meiner Vaterstadt Arras zum Beispiel hat sich die Clerisei geweigert, an den Kirchen dieses Schutzmittel anzubringen, weil sie behauptet: das hieße in Gottes, hahaha, Rathschluß eingreifen! Gegen diese Dummlinge ist meine Schrift gerichtet."

„Ganz vortrefflich, mein junger Freund," lächelte Tonnere. „Ich würde es aber für noch weit ersprieß-licher halten, wenn Sie lieber einen Blitzableiter gegen

die Dummheit und Selbstsucht der Pfaffen und Tyrannen errichten wollten, so daß die Idee von Gleichheit und Freiheit, welche unsere Geister erhellen, nicht blos Worte, sondern That würden!"

Da flammte Robespierre's Auge auf und schoß Blitze. — „Sie können nicht wissen, Herr Graf, ob Sie das nicht noch erleben! Dann aber werden Sie kein Graf mehr, sondern der Bürger Clermont-Tonnere sein!"

„Haha, und ich der Bürger Robignac! — Nun, es wäre das kleinste Uebel, was uns Edelleute treffen könnte. Ich liebe die Weisheit des edlen Rousseau so sehr, daß wenn der Gesellschaftsvertrag Wahrheit würde, ich um ihn ruhig Wappen und Titel herzugeben vermöchte."

„Ach," seufzte Claire empfindungsvoll naiv, „es muß doch etwas paradiesisch-Holdes um diesen Urzustand der Menschheit sein, wie Rousseau ihn schilderte! Alles, Hoch und Gering, Arm und Reich, wäre gleich, alle Genüsse, alle Freuden und Leiden gemeinsam! Die Frauen würden so bevorrechtet wie die Männer sein und kein Gesetz hemmte den freien Willen, zu hassen und zu lieben, kurz zu thun, was man will!"

„Von Ihren schönen Lippen," lächelte jetzt der deutsche Baron, „hört sich das sehr reizend an, aber es sind einige etwas schwierigere Bedingungen nöthig, bevor man diesen glückseligen Zustand wirklich erreicht."

„Schwierige Bedingungen?" rief Robespierre erregt. „Gar nicht, mein Herr! Alle dürften nur eines Sinnes sein und guten Willen haben, dann jagte man die Könige und Soldaten, die Schergen, die Unterdrücker und die Reichen fort, die erste Bedingung — die Gütergemeinschaft wäre dann da!"

„Meinen Sie, junger Herr?" entgegnete der Baron etwas verächtlich. — „Wenn Sie heute allen Besitz theilen, so hat schon morgen der Verschwender wieder weniger, als der Sparsame! Werden die Schergen, Soldaten und Unterdrücker, kurz Gesetzlichkeit und Sicherheit, fortgejagt, so wird mich nichts mehr hindern, die Taschen des Herrn Grafen Tonnere zu leeren, oder mit dem Pistol den Herrn Chevalier anzufallen, weil mir vielleicht die Frau Chevalière so gut gefällt, daß ich sie zur Wittwe wünsche! Die Menschen sind eben nie eines Willens! Guten Willen hat Niemand, etwas wegzugeben, was ihm theuer ist! — Schaffen Sie erst den Urzustand in der Natur wieder zurück, die Unschuld

und die Beschränktheit der ersten Menschen, dann, junger Mann, werde ich dem Gesellschaftsvertrage und jener Umwälzung Geschmack abgewinnen, welche in Ihrem jungen Kopfe vorzugehen scheint!“

„Dann sind Sie ein Feind der Freiheit und Gleichheit und man wird Sie als solchen einst behandeln!“ sagte Robespierre scharf.

„Wer mich als Feind behandelt, dessen Feind werde ich sein und er dürfte zu seinem Schaden finden, daß ich — kein ganz schlechter bin!!“

„O Herr, Herr!“ rief der étudien, „warten Sie nur die Majorität des Volkes ab, die einst kommen und die Leute von Ihrem Schlage besiegen wird!!“

„Hahaha, lassen Sie sich nicht auslachen! Majorität? — Ihre Majorität?“

„Ja, die meine!“

„Gut, dann werde ich mit meiner Majorität kommen!“ spottete der Baron. „Wenn unsere beiden Majoritäten dann Flinten und Bajonette haben, so giebt es einen Revolutionskrieg, wie in Amerika! Sie werden aber dann dieselben Tyrannen dem Lande wieder schaffen, die Sie hinausgeworfen haben, nämlich Soldaten, kommandirt von ehrgeizigen Offizieren, oder

bewaffnete Raubhorden, angeführt von dem blutlosesten Tyrannen unter allen Königen, dem zukünftigen Priester des Gesetzes, von Monsieur Robespierre! — Das wollen wir doch mit Ruhe abwarten!“

Ein lustig Lachen ringsum folgte auf des heißspornigen Studenten Kosten, der voll Verachtung sich in die Ecke lehnte und fortan schwieg.

„Bitte, Herr Baron, wie denken Sie sich aber denn den Urzustand der Natur,“ sagte die Chevalière naiv, „in welcher die vollendete Freiheit, Gleichheit und Menschenliebe möglich wäre?“

„Ach ja, bitte, schildern Sie uns dies entzückende Eden!“ flüsterte Claire schwärmerisch.

Der Baron lächelte ironisch. — „Denken Sie sich diese Felder und jenes große Paris, was dort vor uns aufsteigt, hinweg, an dessen Stelle aber einen Urwald, der mit den Parks von St. Germain, Marly, Trianon, Versailles, Vincennes und Fontainebleau zusammenhängt. Dieser Wald enthält die köstlichsten Früchte, zahlloses, nie zu verringerndes Wild, alle zahmen Thiere in riesigen Massen, kurz daß der Genuß da sei ohne Arbeit; man braucht nur nach ihm zu greifen. Die Menschen sind so gut, daß Jeder den Anderen liebt, Leidenschaften

sind ihnen so fern, wie uns die Sterne, der Schmerz ist ihnen unbekannt und ihre einzige Beschäftigung ist, sich zu freuen. Da streckt Niemand die Hand nach dem Apfel aus, den ich breche, da küßt Niemand das Weib, das ich liebe und täglich liebe ich eine andere, die Niemanden lieber hat wie mich. Das Beten ist ganz unnöthig, denn ich habe nichts zu bitten, zu hoffen, zu bereuen und — zu scheuen mehr!! Es giebt kein Grab, giebt keine Ewigkeit, denn ich lebe ewig, ich bin der Herr, bin Gott, der nie alt wird!!"

„O welche Seligkeit!" riefen entzückt die beiden adligen Damen.

„Es wäre die Seligkeit, mes belles, der krassesten Selbstsucht, der Selbstsucht eines mühelosen Genusses, der Selbstsucht eines unverdienten Glücks, der herzlosesten Selbstsucht, mes belles, die, wenn sie nicht ihrer selbst und dieser Genusseswelt überdrüssig wird, zum Wahnsinn führen muß, weil es eben Nichts weiter mehr zu denken, zu fühlen, zu sehen und zu entbehren giebt, als was da ist! An solch' ein Paradies glauben kann Der nur, der nie des Lebens bitteren Ernst, das Unglück nie gekannt hat und dessen bartlose Jugend in seiner Schreibstube Phantasmen ausbrütet,

die, in das Leben eingeführt, entweder lächerlich oder heillos sein würden, ein Paradies, das an sich selber rascher zu Grunde gehen müßte, als diese sogenannte — tyrannische Weltordnung!"

Der Baron hatte mit tiefer bitterer Leidenschaft gesprochen. Jetzt verneigte er sich tief und schwieg.

Der Chevalier reichte ihm sinnend die Hand. „Sie sind es großentheils gewesen, der den Weg uns so bewundernswerth verkürzt hat. Darf ich Ihren Namen nicht wissen?"

„Ich heiße Friedrich von Steuben." Damit drückte er de Robignac die Hand.

„Baron von Steuben also! — Wir sind dem Temple-Thor nahe und trennen uns auf dem Boulevard bei der Station. Sind Sie in Paris bekannt oder nicht, und darf ich Ihnen in letzterem Falle meine Hülfe anbieten?"

„Sie sind sehr gütig, Chevalier. In der That war ich aber schon dreimal, ja sogar auf ein Jahr und länger hier; ich habe in Paris Bekannte."

„Dann ist doch die Bitte vielleicht nicht ganz unbescheiden," damit bot die Chevalière unserem Helden die weißen Finger mit verführerischem Lächeln, „daß

Sie nicht nach England gehen, bevor Sie mir und meinem Gemahl die Ehre des Wiedersehens gegönnt haben und wenn's auf eine Stunde nur wäre? Sie haben uns bewiesen, daß, wenn die Franzosen mehr und weit kühner denken, die Deutschen es mit mehr — Tiefe thun! Ihre Gedanken treffen wie Ihr Schwert!"

Steuben küßte die Hand der Dame. „Ich sehe Sie und den Herrn Chevalier vor meiner Abreise!"

Bei diesen Worten rasselte die Diligence in's Thor, dem Temple vorüber und hielt auf dem Boulevard vor dem Stationshause. Man empfahl sich gegenseitig, wobei der Chevalier Steuben seine Adresse nannte. Letzterer ließ durch Carl Vogel, er steckte in der blau und rothen Livrée, sein Gepäck von dem Verdeck der Kutsche in Empfang nehmen und ein Fiaker entführte sie alsbald nach dem Hôtel de St. Louis in der Rue Antoine. —

Steuben war in Paris allerdings kein Fremder mehr. Der Wirth seines Hôtels erinnerte sich, als er ihn im Flur begrüßte, sogleich, daß er vor etlichen Jahren die Ehre gehabt habe, Son Excellence als Grand Maréchal de la cour in Begleitung de Son Altesse du

Duc de Hechinge fast vierzehn Monate hindurch in seinem Hause beherbergt zu haben. — Nachdem der Ankömmling gespeist hatte, währenddem Vogel auspackte, ging er an die Verbesserung seiner Toilette und begab sich zu Wagen in's preußische Gesandtschaftshotel, das damals in der Honoré nahe des Palais royal gelegen war. — Die rue Honoré, die eleganteste Hauptstraße von Paris, bis sie Herr Hausmann durch die Straße Rivoli verdunkelte, war belebt von eleganten Toiletten und Steuben hatte Gelegenheit, wirklich eine hübsche Zahl der grauen „indépendances," dieser Wunderleistungen aus der Offizin des Monsieur Glorieux, auf den Leibern alter und junger Gecken zu sehen, die Benjamin Franklin nachahmten, ohne zu begreifen, eine wie schlechte Travestie von ihm sie abgaben. Im Gesandtschaftshotel fragte er nach dem königlich preußischen Militair-Bevollmächtigten und ließ sich kurzweg als ehemaligen Kriegskameraden Sr. Excellenz melden. Kein Anderer war's, der als solcher ihn empfing, wie General von Koch.

„Steuben! — Mein Gott, Sie hier, Steuben?" — Der General ergriff seine Hand. — „Ich finde Sie sehr verändert! Das Hofleben am Rhein scheint Ihnen,

mein theurer Freund, grade nicht so bekommen zu sein, wie anderen Menschenkindern?" —

„Das Hofleben, Excellenz, hat mir grade nicht viel angehabt, außer daß es mich leiblich wie geistig träge machte. Der nagende Wurm sitzt tiefer bei mir, frißt mir langsam alles innere Leben ab. Natürlich geht das Gehäuse nach und nach mit dem Triebwerke zugleich zum Teufel!"

„Ihre Affaire also ist's noch immer, die — doch was frage ich nach Dingen, welche mich Nichts angehen dürfen. Ich sehe die Wirkung des Seelenleidens ja in Ihrem Gesicht, das ist für mein betrübtes Herz genug! — So früh enden zu müssen, so jung noch, — das muß Jedem wehe thun, der Sie, wie ich, lieb hatte. Doch Willkommen! Setzen Sie sich, erzählen Sie, wie es Ihnen ergangen ist. Sie haben in Berlin Nichts wieder von sich hören lassen." —

„Ich war viel verreist, namentlich im Auslande. Mein Leben war im Uebrigen auch so wenig amüsant, daß es keinen Stoff bot zu Berichten. Sollte ich etwa von den Launen Serenissimi, den Platituden der Serenissima, von empfindsamen Hofdamen, dummen Schranzen, kurz der engherzig hohlen Vornehmheit deutscher kleiner

Souveraine erzählen? Mir ist das längst zum Ekel und ich würde gern die Gelegenheit ergreifen, auf andere Art als bei Hofe mein Brod zu verdienen, wenn es nicht so bequem wäre, sich ohne eigene Anstrengung füttern zu lassen. Ich bin schlapp geworden, General, schlapp wie ein abgetragener Handschuh und das — ist das Furchtbarste, was man von sich mit sechsundvierzig Jahren sagen kann!!"

„Wenn man ein Mann war wie Sie, gewiß!! — Doch erzählen Sie. Schütten Sie Ihr Herz aus, wenn Sie das erleichtert, oder wenn mein Rath Ihnen nutzen kann. Darf meine Frau Sie sehen?"

„Heute nicht, General, ich bin jetzt nicht in der Stimmung. — Wenn ich Sie anblicke, muß ich immer zweier verhängnißvoller Tage gedenken, die Sie mit mir getheilt haben, — den Abschied in Petersburg und jenen Morgen im — dustern Keller!" —

„Regen Sie sich nicht neu auf, mein Freund!"

„Ach, würde ich's doch nur noch! Könnte ich mich aus einem Taumel der Aufregung doch in den anderen werfen, — ich würde leichter genesen! Meine Leidenschaften, wie Hoffnungen, mein Ehrgeiz wie mein Thatendrang liegen — in einem Grabe und — Nichts

erweckt sie mehr; — nur das Sehnsuchtsweh ist mir geblieben!"

„Armer Freund, Sie betrauern noch immer ihre todte Liebe?"

„O, wenn sie todt nur wäre, wohl mir, aber gemordet — durch mich gemordet in Verblendung, das ist der Gifthauch meines Daseins, denn meine Sehnsucht ist zugleich Reue, ist die Vergeltung, welche mich erreicht hat!!"

„Sie machen mich ernstlich unruhig!!" —

„Seien Sie unbesorgt um mich. Mein Cadaver ist so fest, meine Seele so zähe, daß es ganz anders erst kommen muß, ehe die Beiden endlich auseinander reißen. Hören Sie zu. — Meinen ersten Brief erhielten Sie aus Halle und Dessau. Sie wissen, daß ich dort nach der Entlassung den Plan gefaßt hatte, in die sardinische Armee einzutreten."

„Sie erhielten brillante Anträge aus Turin!"

„In Hamburg redete mir indeß Graf St. Germain, später im Wildbade aber Prinz Friedrich von Würtemberg diese Idee aus."

„Von dem Prinzen ist das begreiflich, von St. Germain indeß nicht. Der Prinz wünschte sicher, wenn

nicht uns, so doch Deutschland wenigstens Ihre Kraft zu erhalten, er ist Patriot, St. Germain ist es aber nicht. Er hat als Ehrgeiziger sich anfänglich expatriirt und Dänemark gedient, es vom General dort zum Minister gebracht, wie jetzt ja so viele Generale anderen Regierungen als der ihres Landesvaters, ja manche sogar den — Feinden ihrer Nation dienen! — St. Germain ist ein geriebener Patron, er betrachtete seine auswärtigen Dienste nur als Staffeln zu einem hiesigen Portefeuille und ist auch wirklich nun König Ludwig XVI. Kriegsminister geworden. Es sollte mich nicht wundern, wenn er, die Stimmung von Volk und Hof benutzend, Frankreich in eine kriegerische Affaire aus keinem anderen Grunde verwickelte, als um durch einen glücklichen Krieg sich unentbehrlich, zum Lenker seines Vaterlandes und eines Monarchen zu machen, der kein König, sondern nur ein guter Kerl und ein leidlicher — Schlosser ist!"

„Sie beurtheilen den Grafen denn doch zu streng, ich kenne ihn besser. Ehrgeizig mag er sein, wer ist es denn nicht? Ein gewöhnlicher Egoist aber ist er doch nicht."

„Gut, gut, er interessirt mich in diesem Augen-

blicke gar nicht, aber Sie! Sie erhielten Ihre Entlassung von König Friedrich, nachdem sie Hofmarschall des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen geworden waren?"

„Und zwar mit dem Titel Oberst. — Ich komme zum trübsten Theile meines Lebens. — Sie haben nie gewußt bis heute, weshalb das Duell zwischen mir und Graf Anhalt vorfiel. — Ich liebte dessen Schwester und sie liebte mich wieder. Ich hielt bei ihm um ihre Hand an und er schlug sie mir ab. — Ich hätte vernünftig sein, meinen Korb einstecken, hätte warten sollen, bis günstigere Zeiten für meine Wünsche kämen! Ich Narr, ich beleidigte ihn tödtlich, beleidigte in ihm zugleich das geliebte Mädchen und den König obenein! Friedrich, der nie Duelle litt, duldete dieses Duell nicht blos, er befahl Sie, Romanai, l'Enfant, Krusemark und Andere zu der Sache."

„Ich habe das auch stets so aufgefaßt."

„Statt mich zu kassiren, oder festzusetzen, bot mir der König an, eine Compagnie des Regiments Salmuth in Dresden zu kommandiren."

„Da nahmen Sie natürlich den Abschied! — Man kann es Ihnen eben nicht verdenken. — Bei Kassel kommandirten Sie die Salmuth-Musquetiere im Feuer,

im Frieden ihr bloßer Capitain zu sein, war ein Affront ohne Gleichen!"

„Nein, General, kein Affront, es war eine kluge Strafe, die ich hätte willig auf mich nehmen sollen, eine Strafe, ganz des edlen Herzens Friedrichs würdig. Wäre ich damals Compagniekommandeur geworden, ich wäre heute Brigade-General und Sophiens glücklicher Gatte!" Die Thränen rollten Steuben von den Wangen.

„Unmöglich, Steuben! — Wie sollte das geschehen?" —

„Es war nicht möglich blos, es war eine in Friedrichs Herzen beschlossene Sache! Mit dem Compagniekommando wollte er nur meine Demuth und meinen Patriotismus auf die Probe stellen! Ich aber wollte weg, um Sophien nicht wieder im Leben zu begegnen, wollte sie zwingen, mich zu vergessen, zu verachten. — Sie that es nicht! Dieser Engel liebte mich, den unverbesserlich Tollen! — Daß ich den Abschied dennoch nahm, vergab mir Friedrich wohl, vergaß es aber nie; ich hatte ihn im gewichtigsten Augenblicke meines Lebens leider so mißverstanden, wie Sophiens von Liebesgroßmuth überwallendes Gemüth.

Als ich in Hechingen als Hofmarschall angestellt war, kränkelte sie bereits schon; ihr Bruder schrieb es mir. Ich machte bei dem Fürsten Anstrengungen, um seine Genehmigung zu erhalten, Comtesse Sophie von Anhalt heirathen zu dürfen, falls ich ihr Jawort erhielte. Serenissimus erwiderten aber, kalt wie ein Eiszapfen: „Haha, lieber Steuben, wenn Sie heirathen wollen, so nehmen Sie doch eine Dame meines Hofes, ein Landeskind. Da ist das kleine Fräulein von Plessenberg, des Bischofs Nichte; Geld hat sie auch. Ich wünsche keine Dame um mich, die nicht reinen Blutes ist und dennoch sich für 'ne — Art von Hoheit hält!" — Das sagte dieser edle Fürst mir, General!!"

„Damit war die Sache aus?" —

„Nicht ganz. Ich erwiderte: „Serenissimus, ich kann eher eines Fürsten Tochter heirathen, als des Herrn Bischofs Nichte, deren Blut **noch** gemischter ist; ich danke für diese Ehre!" — „Nun," lachte er leichtfertig, „so müssen Sie garçon bleiben, wenn Sie ferner mein Hofmarschall sein wollen!" — Ich mußte garçon, mußte Hofmarschall bleiben, — sonst war ich ein Bettler, General! Meinen Abschied hatte ich, meine Pension war verloren, seit ich in des Fürsten

Dienst trat, von den 300 Thalern Havelberger Präbende, die mir allein als Erinnerung an Preußen verblieben war, konnte ich die Enkelin Leopolds von Dessau doch gewiß nicht erhalten! — Sophie kränkelte mehr und mehr. — Ob Gram um mich ihr Leiden beförderte, ich weiß es nicht, der Graf schrieb davon kein Wort. — Eines Tages theilte er mir tieftraurig endlich aber mit, Sophie habe unheilbar die Schwindsucht. Bei solchem Stande der Sache sei unsere Verbindung überhaupt nunmehr unmöglich. — O, mein theurer General, ich habe Unsägliches gelitten! Die furchtbare Krankheit hätte sie wohl auch erfaßt, wäre sie mein gewesen, aber dann hätte ich sie doch beglückt, sie hätte doch der Liebe Seligkeit hienieden — wenn noch so kurze Frist genossen! — — Im Jahre 1767 starb sie. Mein Bild lag im Verscheiden auf ihrer Brust!! — Ich hatte auf Erden keine Ruhe mehr, zumal der Graf mir nun, da doch Alles hinüber war, mittheilte: der König habe an Sophiens Begräbnißtage ihm gesagt, er hätte im Sinne gehabt, wenn ich ein Vierteljahr nur die Compagnie von Salmuth geführt hätte, mir als Major sofort ein Bataillon zu geben. Der Regimentschef der Salmuths war schon alt. Binnen einem Jahre hätte

er mir sicher weichen müssen. Sophie konnte dann mein sein! Friedrich aber hätte kein Wort mehr darüber verloren! — Beklagen Sie mich, General, — aber Trost geben kann Ihre Theilnahme mir nicht. Seitdem mein Herz diesen Stoß erlitten, habe ich für Frauen kein Gefühl mehr, mein Herz bleibt so kalt, als habe es nie empfunden, was Frauenliebe ist. Oefters nahm ich nun von Hechingen Urlaub, meine schlechte Gesundheit vorschützend. Ich bereiste Südfrankreich. In Montpellier traf ich wieder mit Graf St. Germain zusammen, lernte den Prinzen von Montbarey, die Lords Spencer und Warwick kennen. Diese in England zu besuchen ist nun meine Absicht." —

„Sie verließen nach zehn Jahren aber doch den Hechinger Hof und traten in badische Dienste?"

„Ich verließ ihn nicht, ich wurde — entlassen, plötzlich entlassen!"

„Steuben?!" —

„Gewiß! Frauenzimmer, Pfaffen und Schranzen waren Schuld! Obwohl mehrmals lange mit dem Fürsten und seiner Gemahlin in Frankreich, besonders in Paris, hatten der Bischof und seine Couleur es darauf abgesehen, mir seine Nichte aufzuhängen. Man

rückte mir endlich direkt auf den Leib, so daß ich erklärte, die Dame stände mir aus Gründen nicht an, die das Gewissen des Herrn Bischofs ihm wohl selbst angeben würde. Damit war mein Sturz ausgesprochen! — Markgraf Carl Friedrich von Baden, dem ich mein Schicksal klagte, — er hatte mich früher schon vielfach ausgezeichnet, machte mich zum Obersten der Reichstruppen des schwäbischen Kreises. Es war ein — Faulenzerposten! Ich hatte Serenissimus zu unterhalten und Listen von Soldaten zu führen, die jährlich nur einen Tag Musterung hielten! — Alle kriegerischen Gelüste gab ich auf. Geistesträge, ein Mensch der Tafelfreuden, ohne seelische Nahrung außer der, welche weltbeglückend über den Rhein kam, wurde ich Schranze — Schranze, Schranze! So sehen Sie mich nun. — Vielleicht bleibe ich etliche Wochen zur Zerstreuung in Paris, dann gehe ich nach England. — Ich will morgen St. Germain in Versailles aufsuchen."

„Wenn es Ihnen nur um Zerstreuung zu thun ist, hier finden Sie deren genug. — Wann essen Sie bei uns?"

„Uebermorgen, falls Ihnen mein langweiliges Gesicht nicht choquant ist."

Ein stummer Druck von Kochs Hand war die Erwiderung, melancholisch kehrte Steuben zu Fuß in sein Hotel zurück. Dort fragte er brieflich an, wann er „Excellenz den Herrn Kriegsminister“ in Versailles stören dürfe.

Am anderen Tage schon traf ein Billet des Grafen St. Germain für Steuben ein. — „Theuerster Baron! Ich heiße Sie höchlich willkommen. In Versailles Sie zu empfangen ist mir aber rein unmöglich, Niemand darf Sie dort ahnen, viel weniger sehen. Ich werde mich aber freuen, Sie drei Tage später im Arsenal von Paris privatim zu empfangen. Zu festgesetzter Zeit bitte ich Sie, einem Offizier zu folgen, der Sie abholen wird. Natürlich tragen Sie Civil! Ich habe Ihnen wichtige Nachrichten mitzutheilen! St. Germain.“ —

Wichtige Nachrichten! Heimlicher Empfang! — Was konnten denn Steuben wichtige Nachrichten noch interessiren? Was hatte St. Germain bei solcher Verstohlenheit denn im Sinn? — Steubens Zweck, nach Paris zu kommen, über Havre dann nach England zu gehen, hatte er von Carlsruhe aus schon St. Germain mitgetheilt und er begriff nicht, was er noch mit Politik, Krieg und Diplomatie, kurz mit ministeriellen Heim-

lichkeiten zu thun haben könne. Jedenfalls fühlte er herzlich wenig Lust für dergleichen. Um den Grafen durch seine Anwesenheit aber nicht in irgend eine, ihm freilich schwer begreifliche Verlegenheit zu bringen, unterließ er es, nunmehr dem Prinzen von Montbarey wie dem Duc de Ligne sein Eintreffen anzuzeigen. —

Der bewußte Tag erschien, so gleichgültig von unserem Helden erwartet, wie er seit lange jeden Morgen erwartete. Wenn Steuben gesagt hätte, daß sein Tod noch die einzige Sache wäre, die ihn interessire, so hätte er den ungefähren Zustand seines Innern charakterisirt. — Um neun Uhr Morgens meldete ihm Vogel den Herrn von Pagenstecher, Oberst vom Regiment Condé. —

„Indem ich die Ehre habe, mich Ihnen als deutscher Landsmann vorzustellen," damit trat der Offizier ein, „ersuche ich Sie, mich an den — bewußten Ort zu begleiten."

„Ich bin bereit, doch etwas erstaunt über diese Heimlichkeit!"

„Staatsgeheimniß, Herr Baron!"

Sie bestiegen einen Miethwagen, und fuhren die erste Querstraße der rue Antoine südlich zur Seine,

der Isle de St. Louis, dem Punkte, wo einst der Tour de Billi stand, endlich den Célestins vorüber. Da ragt das Arsenal in dem Winkel, welchen die Seine mit der südöstlichen alten Stadtmauer bildet. In diesen düstern kolossalen Mauern mit weiten Höfen und zahlreichen Anbauten, in welchen die Waffen des stolzen Frankreich wie in einem großen Kriegs=Museum ruhten, waltete einst Sully, der kluge Minister jenes galantesten und populärsten aller Könige, dessen Reiterbild beim Pontneuf ragt, Heinrich IV. — Es ist wohl natürlich, daß Angesichts dieser kriegerischen Umgebung, der alten Lilienbanner von Amiens, Rocroy und hundert anderer Siege, welche da an den Wänden als Trophäen glänzten, der heroischen Reliquien eines Condé, Turenne, Dunois und der alten ritterlichen Könige des Landes — dennoch Gefühle in Steubens Herzen wieder auftauchten, wie er er sie einst bei Roßbach und Leuthen, Reichenbach und Kassel empfunden hatte, eine plötzliche heiße Sehnsucht nach Thaten, ein Drang dieses, sein unnützes, mehr als halbvergeudetes Leben an eine Sache noch zu setzen, für die es noch lohne, zu siegen und zu bluten. —

Es war ein mittelgroßes, entlegenes Arbeitsgemach, das zu den Bureaux des Gouverneurs gehörte, in das

Oberst Pagenstecher unseren Freund führte. In ihm an einem Conferenztische saß Robert Graf von St. Germain, ein 69jähriger Greis, der Kriegsminister dieses stets kriegerisch gesinnten Volkes.

Er war ein höchst merkwürdiger Mann und hatte eine sehr merkwürdige Carrière hinter sich. Zu Anfang des Jahrhunderts so ziemlich geboren, hatte man ihn zum Jesuiten erzogen. Dem Convikt entsprungen und Soldat geworden, hatte er erst Frankreich, dann der Pfalz, dann Preußen gedient, war zu Struensee's Zeit dänischer General, dann Kriegsminister geworden und bei Ludwig XVI. Regierungsantritt in die Heimath zurückgekehrt, hatte man ihm Frankreichs Wehrkraft anvertraut. Ehrgeiz war die einzige Flamme dieses Greisenlebens und im Auge glühte ihm noch das abenteuerliche Reckenfeuer seiner Jugend, nur gemildert durch die Ruhe des Alters, die kluge Zurückhaltung des Staatsmannes. — Er hatte eben den Finger auf einer großen Karte, als ob er einen Punkt auf ihr festhalten wolle und hob nur flüchtig das Haupt, Steuben lächelnd zunickend.

Ein Blick auf diese Karte bewies Steuben, daß Mitchels „britisches Amerika" vor dem Minister lag. —

Unser Held kannte zu genau die Gewohnheiten des Grafen, um nicht sofort den Ton anzunehmen, mit welchem derselbe angeredet sein wollte.

„Was haben Sie denn da, Herr Graf?“

St. Germain unterstrich mit einem Bleistifte den Punkt, auf welchem sein Finger bisher geruht hatte. — „Was ich hier habe, Baron? — Ihr künftiges Schlachtfeld!“ Er stand auf und reichte Steuben die Hand. „Seien Sie doppelt willkommen, Sie treffen in dem Moment gerade ein, wo man Sie braucht und **nur** Sie! Das ist von guter Vorbedeutung!!“

„Ich gestehe, Excellenz, daß mir Ihre Worte höchst dunkel sind! Amerika **mein** Schlachtfeld?! — Ich schrieb Ihnen doch, ich habe auf kriegerische Thätigkeit verzichtet und sei in Begriff, nach London zu gehen?“

„Ich fürchte, — wenn ich mich nicht aufs Gröblichste in Ihnen täusche, Mylord von Warwick und Earl Spencer werden auf Ihren Besuch für immer verzichten müssen. — Ich hatte schon die Absicht, Ihnen nach Carlsruhe zu schreiben, als Ihr Brief Sie anmeldete. Ich habe mich in letzter Zeit sehr viel mit Ihnen beschäftigt, habe mir alle Gespräche recapitulirt, die ich in Hamburg, im Elsaß, wie zu Montpellier mit

Ihnen über Militaria hatte. — Ich habe Ihnen einen Plan vorzulegen!"

„Sie setzen mich wirklich in Verwunderung, Graf!"

„Sie sind der rechte Mann, oder keiner! Sie müssen nach Amerika! Die Republik dort ist's, der Sie dienen sollen, Sie werden der Kopf, Washington wird der Arm sein, das feile, gemeine Albion zu schlagen, die Rabenmutter, welche sich vom Blut und Schweiß ihrer mißhandelten Kinder nährt! Die Republik bedarf Ihrer Dienste, Washington bedarf eines Mannes, der, wie Sie, Friedrichs Schlachten schlug, um zu siegen! Werden Ihre Bemühungen mit Erfolg gekrönt, dann wird nicht blos dies befreite Volk, nicht allein Frankreich, ganz Europa wird Ihren Namen mit Achtung und Liebe nennen! Sie werden Ihr Glück machen und endlich die Stellung finden, die Ihr thatenreiches Leben würdig abschließt! Was das aber für ein Glück ist, sehen Sie an mir, dem Greise und ich möchte, indem ich einen großen Gedanken in Ihnen erwecke, Sie beglückt sehen! Ihr Glück allein ist freies Mannesthun! Sie werden jenseits des Oceans mehr Ehre ernten, wie in Europa! — Die Colonien, nachdem sie einmal ihre Unabhängigkeit er=

klärt haben, werden diese aufrecht erhalten, oder zu Grunde gehen. Es wäre also ein verdienstvolles Werk, das Gebäude der jungen Republik errichten zu helfen, — der Welt das Problem zu lösen, daß man frei und doch loyal sein kann, daß ein großes Gemeinwesen auch ohne König bestehen kann, weil Jeder sich selbst zu regieren, sein gerechtes Gewissen als die oberste Instanz in allen irdischen Dingen anzusehen weiß! — Die Hülfsquellen Amerikas sind enorm. Ungeheure Kräfte besitzt es, sie sind nur noch unerschlossen. Sie, Steuben, würden der Prometheus sein, der die schlummernden Kräfte der Urwälder weckt und den Sternenadler in den Streit führt! Schon jetzt, obwohl den Engländern genug Soldaten, Gold und Flotten zu Gebote stehen, ist Amerikas Macht fast der der Engländer gleich. Wir hier können noch nicht offen handeln, am Wenigsten bevor Sie nicht hinüber sind, aber indirekt helfen Spanien und Frankreich der Republik bereits. Sie werden das sehen, wenn Sie den Spanier Aranda, Prinz Montbarey, den Duc de Ligne und Andere sprechen. Es glüht in den Franzosen die alte Ritterlichkeit für das zertretene Recht, der Hof bereits ist kriegerisch gestimmt. Sie werden noch kein halbes

Jahr drüben sein und —" er dämpfte den Ton, „die vereinten Lilien aller regierenden Bourbons werden Sie in den Häfen Amerikas flattern sehen!!"

„Meinen Schultern also wollen Sie das Werk aufbürden, die Republik der Vereinigten Staaten gegen die reichste, erste Seemacht der Welt siegen zu machen?"

„Die best Sache, mein Freund, hat zwei Seiten. Ihre ewige, geistige, — der treibende Geist der Sache und ihre irdische, materielle, die eben betrieben, geschoben werden muß, damit der Erfolg dem Gedanken entspreche! Die Schattenseite des Kriegs der Amerikaner werden Sie mit dem ersten Blick erkennen, sowie Sie das Auge nur auf die Angelegenheit ernstlich leiten. — Nehmen Sie Platz. — Lassen Sie uns ruhig darüber reden. — Es muß Ihnen erst klar werden, vorläufig kann nur Steuben und kein anderer lebender Mensch der Union helfen, es müßte denn Friedrich II. selber, und zwar müßte er ein Dutzend Jahre jünger sein!" —

„Allerdings sind die Schattenseiten zunächst das Wichtigste, Excellenz!"

„Sicher, Baron! — Zweifelsohne sind Leute wie

Washington, Putnam, Armstrong höchst vortreffliche Generale. Sie kennen ihr Terrain genau und verstehen sich auf brillante Schachzüge. Feldherren im eigentlichsten Sinne aber sind sie nicht. Sie mögen im Tirailleurgefecht und bei verstreutem Kampfe Bedeutendes leisten und den Gegner glänzend überlisten, — eine große geschlossene Schlacht jedoch schlagen und gewinnen, — das verstehen sie — wenigstens vor der Hand nicht!"

„Es wäre eben kein gar so schlechtes Compliment, was Sie ihnen da machen, Graf! Ich habe die Art des Freischaarenkriegs und des Tirailleurgefechts gründlich genug unter General Meyr kennen gelernt, um ihn für eine der vortrefflichsten Methoden zu erachten, um mit geringeren Kräften den stärkeren Gegner bis zur Verzweiflung zu ermüden! Wir diesseits des Wassers können ja noch gar nicht beurtheilen, ob diese Kampfart für die Amerikaner nicht die beste, vielleicht die einzige ist! Mitchels Karte schon, so dürftig sie ist, wird Ihnen sagen, daß die bedeutenden Flüsse, welche von den Allegany- und Albany-Mountains nordöstlich zum Meere strömen, sowie diese Urwälder keine Schlachten wie die von Zorndorf, Roßbach und Leuthen verstatten,

wo Masse gegen Masse steht, wo Sie drei Treffen breit operiren können!"

„Vortrefflich, Freund!" St. Germain lächelte still in sich hinein. „Ich sehe, Sie haben in müßigen Stunden denn doch schon ein Bischen darüber nachgedacht! — Gleichviel welche Kampfart dort die bessere sein mag, — sie sind Alle gut, wo sie hingehören. — Es kommt doch erst auf die Qualität der Kämpfer, die Gliederung des Heeres, kurz auf das Material an, das man in's Gefecht bringt? Ich muß Ihnen aber sagen, Freund, Washington ist darin so schlecht bestellt, als irgend möglich. Keine regelmäßige und feste Formation besitzt das Heer der jungen Republik, weder Ordnung noch Methode in der Organisation der verschiedenen Corps. Die Anwerbungen geschehen für viel zu kurze Zeit, oft nur auf sechs oder vier Monate. Abgang und Verlust von Mannschaften aber zerstört die kaum erfolgte Bildung dieser Corps wieder! Der Ruin an Pferden, Lagergeräth und Waffen ist ungeheuer, da die Lieferungen, die Inspektionen vernachläßigt oder kenntnißlosen Leuten anvertraut sind. Der Congreß mag Millionen auftreiben, da wo der Soldat es braucht, findet er das Nöthigste oft nicht,

und bevor ein Corps noch an den Feind gebracht werden kann, schrumpft es der Urlauber und des Abgangs Derer wegen zusammen, die zur Heimath entlassen werden, weil ihre Dienstzeit eben um ist. Das ist das Unglück, an dem Amerika krankt, und welches ihm selbst dann noch nicht den Sieg über seinen besser situirten Gegner sichern würde, wenn Frankreich seine besten Soldaten und Schiffe sendete!!"

„Das Alles ist richtig, Excellenz. Man braucht nicht erst diese Zustände zu sehen, um zu wissen, daß Milizregimenter, aus unabhängigen, trotzigen Leuten bestehend, die von Subordination wenig wissen und nur auf den Tag warten, an dem ihre Werbezeit abläuft, die schlechtesten Truppen der Welt sind. Da bedarf es eines geschickten und geschulten Offiziers, vertraut mit allen Details des Dienstes, gewöhnt an die regelmäßige Formation der Armee, welcher sowohl ein System kluger Sparsamkeit einführt, wie durch energische Inspektionen allen solchen Mißbräuchen vorbeugt!"

„Und dieser fähige Offizier kann kein Anderer als Friedrich von Steuben sein, haha!" damit sah ihm St. Germain listig in's Gesicht. „Der Geist Friedrichs

von Preußen läßt Sie doch nicht ruhen, ich sehe es!!" — —

Steuben stand betroffen. Er selbst hatte sich jede fernere Widerrede durch die schlagendsten Argumente abgeschnitten, die ein ehrlicher Mann zur Annahme eines ehrenvollen Antrags etwa anführen konnte. — „Excellenz, Sie haben mich in mein eigenes Netz verstrickt! — Wohl wahr, ich bin in meiner jetzigen Stellung ein ziemlich unnützes Möbel der menschlichen Gesellschaft gewesen, aber ich bin mit meiner Stellung in Baden dennoch zufrieden. — Ich habe mein auskömmliches Gehalt, meinen kleinen Landsitz, meine Jagd, heitere Gesellschaft, kurz was ein alter Knabe wie ich braucht, um leidlich zu existiren. Ihr Vorschlag, der Republik zu dienen, ist für mich etwas zu weitaussehend, auch kenne ich die Landessprache nicht. — Ich will es mit einer Frage kurz abmachen! Rathen Sie mir als Freund, oder in der Eigenschaft des Ministers mit Bestimmtheit dazu, auf ein so gefährliches Unternehmen einzugehen?!"

„Als Minister habe ich Ihnen gar keinen Rath zu geben! Ich und Frankreich können nur wünschen, Amerika siege, England werde geschlagen. Ob Sie das bewirken können, ob ein Anderer und Wer, das zu er=

messen vermag aber kein Mensch. — Als Freund jedoch, lieber Steuben, würde ich Ihnen nie Etwas rathen, daß ich, wenn ich eben könnte, nicht bereit wäre, selbst zu thun! Ich rathe Ihnen also auf's Bestimmteste, daß, wenn Sie den Triumph einer großen und redlichen Sache lieben, wenn noch Ihr altes friederizianisches Herz für den Ruhm schlägt, dann gehen Sie hinüber! Der Ruhm und ein beneidenswerther Lebensabend sind Ihnen gewiß!" —

„Sei es denn! — Ich erkläre Ihnen also, vorläufig auf die englische Reise zu verzichten, um näheren Einblick in die Angelegenheit zu gewinnen. Vergessen Sie nicht, ich entscheide damit über mein ganzes Leben!!"

„Sie haben zur Ueberlegung den ganzen Sommer noch Zeit. Hören Sie alle Stimmen! Ich weiß, wenn Sie dann ja sagen, so hat Amerika einen der edelsten Patrioten gewonnen!!"

Steuben reichte dem Minister sprachlos die Hand und nickte. Er schritt zum Thor des Arsenals hinaus, den Quai des Célestins hinab wie ein Träumender; er redete mit sich selbst.

„Sagte Dir einst nicht Catharina, Du mußt nicht blos ein tüchtiger Soldat im Felde gewesen sein, Du

wirst ein großer Feldherr einst werden, denn Du bist der geborene Lehrer und Gestalter einer Armee! — Dein theurer König ließ Dich mit den Worten von sich: „Geh Er mit Gott. Die ewige Weisheit, die vorher schon des Menschen Pfad ihm vorschreibt, wird über meinem Adjutanten walten und seines Kriegsherrn, seines Meisters Ihn würdig machen?!!" — Wär's wirklich so vorherbestimmt? Hätte Gott mich deshalb nur so tief demüthigen, durch meine eigene Thorheit aus allen Himmeln stürzen, mir deshalb die Geliebte entreißen wollen und nun vor diese große Frage mich gestellt, weil ich erst jetzt fähig geworden bin, das Höchste zu leisten? Friedrich und Catharina haben groß von mir gedacht, Hohes von mir erwartet, ich allein halte mich für zu gering! — Gut denn, ich will von mir nicht schlechter denken, als Andere, will nicht durch starren Trotz mich der göttlichen Schickung zu entziehen suchen! Treibe denn mein Lebensnachen in den Strom, in den er jetzt gleiten will. Auf welchem Wege er Dich zum Ruhme oder Tode führe, ist gleich! Sei denn Amerika mein Ziel! Du Heißgeliebte aber wirst mich im Geiste so treu begleiten, wie Dein theures Bild auf meiner Brust!!" —

Fünftes Capitel.

Ben Franklin.

Seinem letzten Entschlusse gemäß ließ sich Steuben also von dem Strome der Ereignisse treiben, aber dennoch mit dem festen Vorsatze, sofort sein Steuer zu wenden und die Sache aufzugeben, wenn er finde, er sei derselben entweder nicht gewachsen, oder könne ihr nichts nützen. Die Offiziere der preußischen Armee waren übrigens damals die anspruchsvollsten, prätentiösesten in der ganzen Welt. Sie durften es auch sein, denn man riß sich ja in fremden Staaten förmlich um sie und bewilligte ihnen gern höhere Chargen und größere Kommandos, als sie unter Friedrich II. je besessen hatten, denn der Nimbus des siegreichen Genius

Preußens umgab sie wie eine Aureole. — Am folgenden Tage ging Steuben wieder zu St. Germain in's Arsenal, sich über den Plan seines Eintritts in den Dienst der Union näher mit ihm zu besprechen, um keinen Schritt zu thun, bevor er sich nicht überzeugt hielt, derselbe sei für die Sache wie für ihn gleich heilsam. St. Germain war auch weit davon entfernt, ihn zu drängen, im Gegentheil zeigte er sich sehr behutsam, sehr verstandeskalt ihm gegenüber. Der Minister ging auf die kleinsten Einwände und Hindernisse, welche Steuben machte, ein. — Zunächst gab er ihm eine gediegene Uebersicht des Standes der Politik in Europa. Aus derselben ging hervor, daß England zur Zeit keinen einzigen Freund, geschweige denn einen Alliirten hatte. Frankreich war sein offenbarer Feind, der nur noch eine lächelnde Maske trug, um nicht vorschnell zu verrathen, daß er im Begriffe stehe, sich für Amerika, England aber den Krieg zu erklären. Spaniens Stellung war eine gleiche, nur hing seine Politik sehr wesentlich von Frankreich ab. Oesterreich wie Rußland verhielten sich neutral, das eine aus innerer Schwäche wie Gleichgültigkeit, das andere, weil es seiner Politik im Orient wie dem skandinavischen

Norden gegenüber sehr zu Statten kam, England kriegerisch jetzt beschäftigt und wo möglich geschwächt zu sehen. Allerdings waren Schweden und Dänemark mehr englisch als französisch gesinnt, aber nur, weil sie Rußland gegenüber sich auf die britische Seemacht zu stützen wünschten, der Kampf mit den Colonien aber nöthigte ihnen kein besonderes Interesse ab. Preußen wie Holland endlich begünstigten Amerika England gegenüber, wenigstens indirekt. Friedrich sah die Union eben als einen ganz guten Ableiter etwaiger Kriegsgelüste der west-europäischen Mächte an, Holland aber operirte am Kap bereits selbst kriegerisch gegen Britannien. Eines wahrhaft entscheidenden Erfolges der Waffen bedurfte die Union nur noch und sie hatte sofort zwei offene und verschiedene heimliche Alliirte! — Der englische Hof wußte dies nur zu wohl und wie wenig seinem alten Gegner zumal zu trauen sei. Er unterhielt deshalb zu Paris und in Versailles eine förmliche Bande von Kundschaftern aus allen Gesellschaftskreisen. Deshalb beschwor St. Germain Steuben auch, sich ja nicht in Versailles blicken zu lassen und vorläufig nur mit ihm und seinen sonstigen französischen Freunden durch Herrn Caron de Beaumarchais, dem

Dichter, Journalisten und Millionär, in Verbindung zu treten. Dies geschah alsbald. — — Man hat nachmals sehr Unrecht gethan, Beaumarchais' Enthusiasmus und Opferwilligkeit für die Sache der amerikanischen Freiheit als eine Heuchelei, als bloße Sucht anzusehen, sich vor der Welt neu in Scene zu setzen! Vorwurfsfrei war dieses Mannes Leben gewiß nicht, ohne alle Selbstsucht handelte er auch wohl nie, aber Steuben fand in ihm in Bezug auf die Union einen warmen, wahren, hülfsbereiten Freund, der vor der Hand nicht fragte, ob er je von den enormen Summen, die er der Sache der amerikanischen Unabhängigkeit widmete, nur einen Frank wieder sah.*) Er rüstete für sie mit allen Kräften! Sein Haus mit der berühmten Feder als Wetterfahne war in diesem Sommer zu einem wahren Arsenal von Waffen, Montur- und anderen Ausrüstungsstücken geworden! Er selbst war der vermittelnde Agent zwischen Spanien, Frankreich und den vereinigten Staaten!

Mit Erstaunen erkannte Steuben, wie viele

---

*) In Wahrheit erhielten Beaumarchais' Erben lange nach seinem Tode mit Mühe kaum zwei Drittel ihrer Auslagen von Amerika zurückerstattet. D. V.

Fäden diese beiden Staaten schon unsichtbar mit der Union verbanden und daß sich Frankreich namentlich mit ihr schon so stark engagirt hatte, daß es nicht mehr zurücktreten konnte, ja, daß man jeden Tag dessen Kriegserklärung an England erwarten durfte. Der junge Lafayette sendete an seine vornehme und mächtige Familie, an die Aristokratie wie den Hof förmliche Brandbriefe und betrieb von Amerika aus durch so glühende Schilderungen, wie sie eben nur der Uebertreibung eines Franzosen möglich sind, eine eifrige Agitation für die offene, bewaffnete Unterstützung Amerikas seitens seines Vaterlandes. — Seit Steuben Beaumarchais kennen gelernt hatte, erhielt der Gedanke, sein ferneres Leben der Union zu weihen, concretere Form und verlor die sowohl bedenkliche, wie die allzu romantische Seite. Wenn das Vertrauen, was Catharina wie Friedrich II. zu ihm in einer Art Prophezeiung ausgesprochen hatten, ihm den Anstoß gegeben hatte, der Frage über seine kriegerische Zukunft näher zu treten, war die Sicherheit, mit welcher Graf St. Germain, der Prince de Ligne und Beaumarchais es aussprachen: „daß sie grade von seinen Diensten für Amerikas Sache Bedeutendes erwarteten", die Ursache

gewesen, diese seine kriegerische Zukunft als etwas positiv bereits Gegebenes zu betrachten und sich nur noch zu fragen, wie er derselben gerecht werde und ob er Fähigkeiten sowohl, wie Mittel genug besitze, im friederizianischen Geiste mit Faktoren fertig zu werden, die ihm völlig neu, mit Verhältnissen sich abzufinden, die denen seines Vaterlandes entgegengesetzt waren. Hierüber klar zu sehen, gab es in Paris indeß nur einen Mann, mit dem er sich berühren, den er kennen, aushorchen, verstehen lernen mußte, — die erste Notabilität der Union, Benjamin Franklin. — Beaumarchais wie St. Germain hatten Alles eingeleitet und Steuben fuhr eines Tags zu ihm nach Passy hinaus. —

Steuben wußte, daß Franklin nicht blos ein großer Mann, sondern ein ziemlich schnurriger Heiliger, daß er in seiner Eigenart gradezu das Menageriethier, das fabelhafte Meerwunder von Paris geworden sei. Schon die Geschichte des Modisten Glorieux mit den grauen „Indépendances" hatten ihm den Verdacht eingegeben, Franklin sei ein sehr schlauer Yankee, der Alles nur aus Berechnung thue, ein diplomatischer Schauspieler, der seine Staatskunst in eine

republikanische Römertoga hülle, weil das unter den Franzosen eine völlig neue, höchst effektvolle Inscenesetzung seiner Person, noch weit mehr aber seiner Sache sei. — Unter solchen Voraussetzungen und Gefühlen langte er vor dem kleinen Hause in Passy an, das im Hintergrunde eines Gartens gelegen, den absonderlichen Mann beherbergte.

Als Steuben in den Garten trat, bemerkte er einen kraftvollen Greis, hoch an Jahren; er mochte wohl schon in den Siebzigen stehen. An seiner rechten Seite, Hand in Hand mit ihm schlendernd, an einer Rose riechend und dabei plaudernd, schritt eine Greisin, links neben ihm aber ein hagerer großer Herr von starkem Knochenbau, in braunes Sommertuch gekleidet. Es bedurfte keiner Vorstellung, denn die pariser Bilderläden hatten sie unnöthig gemacht. Der Greis war Franklin selbst, die Gefährtin seine Gattin, die berühmte Leah Read; der Hagere endlich war Mister Silas Deane.

„Ich glaube, ich stehe vor Herrn Franklin!“ sagte unser Held. „Mein Name ist Steuben.“

„Du bist willkommen, General, denn Du bringst Gutes, Dich selbst.“ Franklin reichte ihm die Hand.

„Du willst Deine Gaben, die Du unter Deines Herrschers Augen entwickelt hast, der Republik Amerika zubringen?“

„Ich habe das im Sinn, Herr Franklin. Es handelt sich nur, unter welchen Bedingungen dies geschehen kann.“

„Ich muß Dich aufmerksam machen, General, daß Du vor allen Dingen Dir Manches wirst abgewöhnen müssen, was in Deinem Vaterlande Sitte war, wovon man aber bei uns Nichts weiß. Ich nenne Dich Du, wie ich Deinen König auch Du nennen würde, denn ich gehöre dem Religionsbekenntniß der „Reinen,“ oder wie uns die Welt nennt, der „stillen Brüder“ an. Meine Ueberzeugung verbietet mir, Dich anders, wie meine übrigen Mitmenschen anzureden. Ferner bin ich kein Herr, denn bei uns giebt es keine Herren, sondern nur freie Männer. Nenne mich Du und Franklin, das ist das Beste. — Du sprichst endlich von Bedingungen. Ich verstehe Dich nicht! — Bedingungen macht man seinen Feinden, oder bei Kauf und Verkauf! Bist Du denn unser Feind, oder willst Du Dich uns verkaufen, so etwa, wie ich höre, daß es andere Generale in Europa thun, wenn sie in fremde Dienste treten?!“

Steuben beschlich eine große Enttäuschung. „Hier

ist von einem Verkauf meiner Dienste nicht die Rede, Franklin, wenn ich Dich denn so nennen soll. Du wirst mir aber doch zugeben, daß wenn ich in Europa eine feste und ehrenvolle Stellung, gesicherte Einkünfte, meinen Besitz und ein ruhiges Leben aufgebe, um mich in einen ungewissen Krieg auf fremder Erde zu stürzen, ich doch wissen muß, welche Stellung ich daselbst einnehme, was ich dafür erstattet erhalten werde, wenn ich Euch Alles opfere?"

Franklin sah ihn groß und schweigend an.

„Ben!" sagte Leah betroffen, „dieser Mann spricht von Stellung, von Lohn!!" —

Franklins Ton bekam eine eigene Härte. „Ich muß Dir sagen, General, daß Du mir gar nicht gefällst; wir werden schwerlich zu einander passen. — Der Freiheit und dem Volke dient man nicht um Lohn! In einer Republik, die um ihr Höchstes kämpft, sucht man keine Stellung, denn jede Stellung unter den Streitern einer guten und gerechten Sache ist recht, die das Bedürfniß des öffentlichen Wohls und Deine größeren oder geringeren Eigenschaften unter uns anweisen! Du magst Deinem Lande und Könige sehr werthvoll sein, magst Dich nicht blos als hochbezahlten, sondern auch

als einen vortrefflichen General bewiesen haben, — was Du uns aber nütze bist, das müssen wir doch erst abwarten!"

„Mit anderen Worten, Franklin, Du nimmst an, ich lasse Alles hinter mir, um mich zum Bettler zu machen und für jeden Dienst anzubieten, zu dem mein Reitknecht vielleicht ebenso gut tauglich sein würde, wie ich, der an eines Königs Seite in die Schlacht ritt!!"

„Mit Wem Du in den Kampf gingst oder rittest, kann mir gleichgültig sein, sobald Du nur wie ein braver Mann gekämpft und gehandelt hast für Dein Vaterland. Wir können keine Leute brauchen, die Stellungen und Lohn suchen, sondern allein Männer, welche mit warmem Herzen, aus freiem Entschlusse uns im Widerstande gegen widerrechtliche Bedrückung helfen und als amerikanische Bürger, als unsere Brüder, mit uns leben oder sterben wollen."

„So hast Du mir keinerlei Vorschläge mithin zu machen, Franklin, welche geeignet wären, mich zu vergewissern, in welcher Art meine Dienste von Euch gern gesehen werden und wie viel ich zu empfangen habe, um eben die beanspruchten Dienste überhaupt leisten zu können?"

„Ich habe Dir keine solche Vorschläge zu machen! — Ich bin von dem Congresse nicht ermächtigt' Offiziere zu engagiren, noch Vorschüsse, Gehalte, sonstigen Lohn oder Stellung zu bewilligen. Ein französischer Adliger, du Coudrai, dessen Dienste mein Vorgänger hier angenommen hat und den er gegen Geldeswerth und Anspruch auf Rang bei uns engagirt hatte, wurde vom Congreß, als er hinüber kam, nicht angenommen, obwohl er, wie gesagt, einen Contrakt des amerikanischen Gesandten vorzeigte. Niemand hat das Recht unter uns, über Staatsgelder zu verfügen und eigenmächtig zu handeln. Der Congreß allein nur kann entscheiden, ob er Dich will und was mit Dir zum Heil der gemeinsamen Sache anzufangen ist."

„Ich bin somit darüber belehrt, wie wenig ich Dir gelte und daß ich auf das Geradewohl — was Du bei mir vorauszusetzen scheinst, nicht nach Amerika gehen kann."

„Dann bleibe, wo Du bist. Nicht was Du mir giltst, ist hier die Frage, sondern was Du George Washington, vor Allem, was Du dem Congresse gelten wirst, wenn Du hinüber gegangen wärest. Was hülfe es Dir, wenn ich Dich auch für einen so guten Feld=

herrn wie Deinen König, für einen zweiten Alexander von Macedonien hielte, wenn der Congreß doch fände, Du tauchtest für ihn nichts, oder Washington wüßte nicht, ob er Dir ein Regiment oder eine Compagnie nur auf eine Stunde anvertrauen dürfe?"

„So wird bei unseren Verhandlungen wohl wenig herauskommen."

„Es scheint so. — Mir ist hierbei aber besonders mißfällig, Steuben, daß Du nur von Deiner Stellung bei uns, von Deinem Lohne oder Solde redest, kein Wort aber über Deine Lippe kommt, was Du uns denn leisten willst."

„Höre General," fiel Leah ein, „Du verrechnest Dich in uns und das thut uns leid, das enttäuscht uns. Nach St. Germains und Beaumarchais' Angaben sahen wir in Dir einen ganz anderen Mann. — Darf ich als Frau, — als alte Frau Dich Etwas fragen?"

„Gewiß, Mistreß Leah," stotterte Steuben halb in Verlegenheit, halb in Unmuth.

„Sage mir, — hast Du schon je im Leben ein Weib geliebt, das Du zu besitzen den Wunsch hattest?"

Steuben schrak empor! Sein Gesicht erglühte, dann ward es bleich. — Seine Augen schimmerten feucht und seine Lippen bebten. Im Geiste stand seine todte Sophie vor ihm! —

„Ich habe einst ein edles Mädchen geliebt!“

„Liebst Du sie nicht mehr?“

Leahs kleine magere Hand ergriff die seine und drückte sie.

„Ich werde sie so lange lieben, wie meine Seele lebt und selbstbewußt ist! — Sie ist todt!“ —

„So höre mich an, Steuben, und bewege in Deinem Herzen und in Deinem Geiste jedes meiner geringen Worte, dann geh'; — wenn Du kannst, — komme wieder! — Hast Du jene geliebte Todte je gefragt, was sie Dir an Geld oder Rang geben würde, wenn Du sie heirathest?“

„Du fragst thöricht, Frau. Welcher Mann von Ehre und Gefühl würde das Mädchen seiner Wahl, die Geliebte nach solchen Dingen fragen? Müßte die Scham ihm nicht nach dem ersten Worte die Lippen schließen?!“

„Wohl! So gefällst Du mir! — Denk' unter

dieser Deiner todten Geliebten Dir jetzt, General, die Freiheit! Die Freiheit, die begraben ist, die zum Himmel entfloh und die Du für Dein armes Vaterland durch treues Kämpfen, durch des Lebens Opfer, erwecken und wieder lebendig machen sollst! Welcher Mann von Ehre und Gefühl würde die Freiheit, die er wählte, das Vaterland, dem er sich weihen will, danach fragen, was es ihm einbringt?! Müßte die Scham ihm nicht die Lippen schließen?!" — Leah legte Steuben beide Hände auf die Schulter und ihr altes, ehrwürdig liebliches Gesicht blickte ihn mit treuherzigem Lächeln an. —

Steuben ergriff ihre Rechte. „Erlaube mir, Leah, daß ich diese Deine mütterliche Hand küssen darf. Du hast mich beschämt und besiegt! — Wir stehen hier unter Gottes Auge und ich sage Dir, Franklin, wäre ich in diesem Augenblick so reich, wie ich es nicht bin, ich ginge nach Amerika unter Washingtons Fahnen! Ich habe aber nicht Mittel genug, um so hinüber zu gehen, wie es sich Friedrichs Adjutanten gebührt, der seine Würde sich so gut erstritten hat, wie Du durch Arbeit eines langen Lebens Dir Dein Ansehen errangst! Ich kann auf's Ungewisse um so weniger hinüber, als

mich mein Diener und höchst wahrscheinlich meine ehemaligen Adjutanten in Berlin begleiten werden."

Franklin legte die Rechte auf Steubens Arm. „Ich kann Dir die Mittel nicht geben noch verschaffen, die Dich und wer bei Dir ist, hinüber in meine Heimath verhelfen, ich kann, ich will es nicht, weil ich es nicht darf! Ich bin ein schlichter Mensch, der aber in seiner Person seine kämpfenden Brüder daheim, sein gequältes Vaterland, — der die Majestät der amerikanischen Freiheit vertritt! Die Freiheit darf nie lohnen, denn belohnt ist der genug dadurch, daß er sie liebt! Ich bin zu vornehm, das zu bewilligen, was Du zu vornehm sein müßtest, anzunehmen! — Kehre nach Paris zurück, Freund Silas mag Dich begleiten, mag meinen wie Deinen Freunden die Sache auseinandersetzen. Lasse mich hoffen, daß sich die nöthigen Mittel finden werden, Dich in den Stand zu setzen, mein Mitbürger, meines Landes Vertheidiger zu werden. Kannst Du dann mit derselben Liebe für die Union vor mich hintreten, die Du der todten Frau Deines Herzens bewahrst, fühlst Du, daß Du der Seligen Grab durch gute Thaten unter meinem Volke verklären kannst, dann wird der Herr unser Gott mit Dir, mein

Bruder, sein als eine ewige Kraft, die dem Schwachen hilft und den Niedrigen zu Ehren bringt! — Lebe wohl!"

„Lebe wohl, Franklin! — Sollte ich auch — nicht wiederkommen, ich werde Dich, werde Deine Leah nicht vergessen!" —

Steuben verließ mit Deane Passy. Schweigend kehrten sie nach Paris zurück. —

Die Stimmung, in welcher Steuben wieder in seinem Hôtel eintraf, nachdem Silas Deane sich von ihm getrennt hatte, um zu Beaumarchais zu gehen, war keine sehr rosige. Die Umgangsformen Franklins, die Rauhheit seiner Zurückweisung hatten ihn anfänglich abgestoßen, ihn verletzt. Seine Manier, ächt amerikanisch frei und steif quäkerisch dazu, war ihm zu ungewöhnt, zu wenig anheimelnd. Die Vergleichung jedoch, welche Leah mit seiner todten Liebe und der zu erweckenden Freiheit Amerikas gemacht, hatte ihn eben so erschüttert und bewegt, wie ihm der rauhe Adel republikanischer Würde imponirt hatte, mit der Ben Franklin ihn schließlich entlassen hatte. Ein politischer Komödiant war er gewiß nicht, sicher jedoch ein großer Mann. Dies und die stille ernste Begeisterung für ein Volk,

das solche Männer und Frauen hervorbrachte, wie jenes greise Ehepaar, konnte seine Mißstimmung dennoch nicht völlig heben. Davon konnte keine Rede sein, bei seinen knappen Mitteln, die nur für die Sommerreise nach Paris und England langten, einen Krieg mitzumachen, bei dem er nicht wußte, ob man ihn als gewöhnlichen Lieutenant in der Masse verschwinden lassen, oder ihm eine umfangreichere Stellung zuweisen werde. Der Stolz des Republikaners hatte in ihm den Stolz des Royalisten geweckt, letzteren aber zu steigern, war ein Gespräch mit General von Koch sehr geeignet, bei dem er heute zu Tische war. Koch zeigte sich ganz empört über die Zumuthung Franklins, daß Steuben auf's Blaue hin Alles opfern solle. Er kritisirte den amerikanischen Krieg und die Unionspartei kam hierbei schlecht genug weg. Jedenfalls ergaben die Betrachtungen beider alter Freunde, daß die Sache der Befreiung Amerikas auf sehr schwachen Füßen stehe, Franklin also nicht berechtigt war, gar so stolz zu thun. Wenn die Union bisher nicht gradezu unterlegen war, so lag das nach Kochs Ueberzeugung an der Unkenntniß des Terrains und der Unfähigkeit der englischen Generale. Theilte Steuben auch diese Ansicht nicht völlig, so hatte der

General ihn doch bedenklich und zweiflerisch genug gemacht, um nach dem Essen Beaumarchais aufzusuchen. — Gewiß sind Ideale gut, selbst politische, obwohl sie nicht immer Nutzen stiften, aber militärische Ideale giebt es nicht und vor den reellen Hindernissen, die sich Steubens gutem Willen entgegenstemmten, mußte selbst die größeste Sympathie für Amerika in ihm erblassen.

„Herr Chevalier," so trat Steuben bei Beaumarchais ein, „ich habe Ihnen zu erklären, daß ich meine Dienste den Freistaaten nicht widmen werde!"

„Keinen zu hastigen Entschluß, theuerster Baron. Ich weiß bereits von Deane Alles! Es ist für Franklin wie Silas unmöglich, Ihnen einen Sold oder Ihre künftige Charge zu bestimmen, noch ihr Land Ihnen gegenüber kontraktlich zu binden. Einmal hat Franklin nichts zu ernennen und zu bewilligen, selbst Washington nicht, sondern nur der Congreß. Er versteht ferner von militärischen Dingen Nichts und was er von Ihren Verdiensten kennt, hat er nur aus des Kriegsministers und meinem Munde. Er vermag, was er als gewissenhafter Gesandter doch müßte, Sie nicht zu beurtheilen, auch würde man im Congreß, so hoch man Franklin sonst verehrt, in dieser Richtung ihm doch nicht

glauben. Franklin ist zwar ein vermögender Mann, aber er ist Ausländern gegenüber höchst mißtrauisch. Würde er Ihnen oder sonst Einem Militär Vorschüsse und Equipirungsgelder aus eigenen Mitteln bewilligen, so können Sie sicher sein, Baron, daß Passy bald von einem Heere französischer abenteuerlustiger Offiziere und Edelleute belagert sein würde, unter denen man das Genie von der Mittelmäßigkeit, den verlorenen Sohn, den Abenteurer, den Lasterhaften, den Egoisten nicht von dem wackeren Manne mit reinem Willen unterscheiden könnte. Zudem ist der Amerikaner, zumal jetzt, auf Rang, Titel, Stellung höchst eifersüchtig, auf Alles, was an die Monarchie erinnern könnte. Geld aber, mein lieber Baron, das ist dasjenige gerade, was die junge Republik leider am Wenigsten besitzt! Ich mache Ihnen jedoch einen Vorschlag, der Alles beseitigt. — Meine Kasse steht Ihnen zu Gebote! Nehmen Sie 1000 Louisd'ors an, nehmen Sie, wenn nöthig, mehr, aber entziehen Sie in sich Amerika nicht einen Mann, den es braucht, um zu siegen und welcher durch keinen anderen ersetzt werden kann!"

„Das hätte der Amerikaner Franklin aber nur

sagen müssen, nicht Sie, der Franzose! Ein für allemal, Chevalier, wie jetzt die Sache liegt, ist sie für mich abgethan! Ich reise nicht und bedaure, daß ich mit dieser Angelegenheit meinen hiesigen Freunden so viel zu schaffen machte."

„O sprechen Sie doch so schroff nicht ab, Baron. Ich glaube wahrhaftig, Sie wären im Stande, schon morgen nach England abzugehen. Bitte, warten Sie doch diese Woche nur noch, ich fahre zu St. Germain! Seien Sie überzeugt, daß ein Ausweg gefunden werden wird, der alle Theile befriedigt!" —

„Gut, die Woche noch! — Thun Sie, was Sie wollen, Chevalier, aber seien Sie überzeugt, ich gehe nicht nach Amerika, wenn ich nicht über meine Stellung, wie meine Competenzen vorher beruhigt bin. Ich bin mir, bin dem Andenken meines Königs und Vaterlandes, bin das meiner Stellung als preußischer Offizier schuldig!" —

Noch keine vierundzwanzig Stunden waren verflossen, als Steuben einen Brief des Grafen von St. Germain in Händen hielt, welcher ihn aufforderte, sich Abends mit Gepäck und Diener in Versailles einzufinden und schlicht-bürgerliche Tracht anzulegen. Oberst

Pagenstecher werde kurz vor Versailles auf der pariser Chaussee seine Ankunft in Civil erwarten und ihn zu ihm führen. Man laufe nämlich jetzt, wo die Entscheidung der französischen Regierung möglicherweise reife, auf's Aeußerste Gefahr, durch vorzeitige Entdeckung alle guten Absichten derselben unmöglich zu machen! — Steuben folgte diesem Wunsche. In der angedeuteten Weise reiste er mit Gepäck und Diener mittels Miethskutsche nach Versailles ab, wo er elf Uhr Abends anlangte. — Er kannte die politischen Verhältnisse bei Hofe jetzt gut genug, um zu wissen, wie der Stand der Dinge war. Nicht nur die ganze französische Nation, auch der Hof, ja der König selbst, waren von der Lust angesteckt, Amerika mit den Waffen zu helfen und England zu demüthigen. Waren die Motive der verschiedenen Parteien auch nicht dieselben, so doch die Absicht. — Ludwig XVI. war schüchtern, er mußte stets mit fortgerissen werden, auf seine Entschließungen mußte ein zwingender Druck ausgeübt werden, wenn er überhaupt handeln sollte. Wie in allen Regierungsmaßregeln dieses unglücklichen Monarchen, gab sich auch England gegenüber ein unsicheres Tasten und Zaudern kund, und von dem „Instinkt der Könige" hatte er sicher nicht die

leiseste Spur. — Er wünschte, Amerika frei zu sehen, wünschte, daß Frankreichs Waffen an den Engländern Vergeltung üben möchten für die Schmach, von ihnen des schönsten Theils der eigenen amerikanischen Besitzungen beraubt worden zu sein. Aber er verschob die Kriegserklärung von Monat zu Monat, suchte nach Gründen, sein Zögern vor den eigenen Ministern zu beschönigen, und hoffte noch immer auf einen von Außen kommenden Anstoß, der ihm den Entschluß zum Kriege erleichtern sollte. Hätte er sich die Frage vorgelegt: ist ein Krieg Amerikas gegen England für Frankreich von großem Nutzen oder großer Gefahr, hätte er königliches Selbstbewußtsein genug gehabt, diese Frage zu entscheiden, dann war es etwas Anderes. Er war aber bereits Partei in dieser Angelegenheit! — Der Enthusiasmus des Volks für Amerika war Gefühlssache, war Sympathie, war das erste Resultat, welches die Rousseau'schen Ideen und die encyklopädistische Philosophisterei in den Seelen erzeugt hatte. — Die Parteinahme des Adels und Hofes für Amerika hingegen war vornehmlich das Gelüst einer politischen Clique, welche mit den Doktrinen der Menschenrechte, der Freiheit und Gleichheit ein höchst gefahrvolles Spiel trieb, nur weil diese Doktrinen eben

Mode waren und es zum guten Ton gehörte, den Liberalen und Philosophen zu spielen, zugleich sich aber durch einen populären Krieg an England rächen zu können. Der Adel brauchte Popularität, um sich im Besitze seiner wankenden Gewalt zu erhalten, die Minister bedurften der Popularität, um ihr stets bedrohtes Portefeuille nicht zu verlieren. Das jetzige Zaudern des Königs war also eine ebenso große Schwäche, als die, welche er beging, als er sich später Hals über Kopf dennoch in den Krieg reißen ließ! Er wurde zuerst die Beute seiner eigenen Partei, bevor er reif war für den hungrigen Volksrachen! — Dieser jetzige Zustand, der ein hinter den Coulissen spielender Krieg des Hofes und der Minister gegen den schwankenden König genannt werden muß, zeigte sich aber ganz dazu angethan, das Kabinet von St. James unruhig, argwöhnisch und behutsam zu machen. Wurde vor der Zeit entdeckt, was man in Versailles sann, forderte die englische Regierung in Folge dessen kategorisch eine befriedigende Erklärung, so war Zehn gegen Eins zu wetten, daß Ludwig XVI. alsbald erschrak, sofort that, als ob er gar nicht an einen Krieg gedacht hätte und bis auf wer weiß wie lange hin jegliche Hülfe für

Amerika vertagte. Es lag Alles somit daran, daß Steubens Person unbekannt, seine Anwesenheit verschwiegen bleibe. Schon St. Germains peinliche Vorsicht bezeichnete also die Situation genügend. — Auf der Chaussee vor dem Städtchen, welche nach Paris führte, erwartete Steuben ein schlichter Bürger, der den Wagen anrief, halten ließ und das Gesicht Pagenstechers zeigte. Derselbe gab dem Kutscher mit gedämpfter Stimme Ordre und setzte sich neben Steuben. Der Wagen fuhr in die Stadt ein, bog in eine kleine Seitenstraße ab und hielt endlich vor der hinteren Front eines großen Gebäudes an; es war das Hôtel St. Germain. In den inneren Hof gelangt, führte Pagenstecher Steuben sofort in eine hintere Mansarde des dritten Stocks, welche ein Zimmer nebst Kabinet enthielt, die man eiligst meublirt hatte. Diener des Ministers brachten mit Vogel das Gepäck herauf, Pagenstecher wünschte Steuben gute Nacht und nachdem dieser soupirt hatte, begab er sich mit etwas unklaren Vorstellungen seiner nunmehrigen Lage zur Ruhe, welche einer freiwilligen Gefangenschaft sehr nahe kam.

Am nächsten Morgen ließ ihn der Kriegsminister durch seinen Kammerdiener zu Tische bitten. Der Lakai

führte ihn zur festgesetzten Stunde in die Privatgemächer des Grafen, wo er mit demselben in engstem Familienkreise speiste. Hierbei drang der Minister mit allen Gründen, die sein klarer und beweglicher Geist nur geltend zu machen wußte, in Steuben, nach Amerika zu gehen und sowohl den Empfehlungen seiner französischen Freunde, wie Silas Deane's und Ben Franklins, noch mehr aber seinem militärischen Wissen, seinem Talente und seiner praktischen Kriegserfahrung es ruhig zu überlassen, ihm seine Stellung und Zukunft zu sichern. St. Germain wies sehr richtig darauf hin, daß man gerade Steubens beim Heere der Union brauche, da dessen Neugestaltung absolut nothwendig sei. Daß also seine Brauchbarkeit, wie die Nothwendigkeit dieser Heeresneubildung es schon erheische, daß man aus eigener Initiative ihm eine solche Stellung im Hauptquartier gäbe, welche ihn durch seinen Einfluß fähig mache, reformirend thätig zu sein! Diese in der Sache selbst liegenden Gründe, denen sich Steuben nicht verschließen konnte, wurden kurz nach dem Diner durch das plötzliche Eintreten des Grafen Aranda, des spanischen Botschafters, noch verstärkt.

Derselbe, als er die Zweifel und Bedingungen

Steubens hörte, die dieser glaubte machen zu müssen, entgegnete ihm: „So richtig Sie auch als preußischer Offizier denken mögen, als Mann, der sich seiner Stellung bei dem größten Kriegshelden und Könige der Gegenwart, wie seiner eigenen Thaten und Fähigkeiten bewußt ist, so urtheilen Sie doch vom amerikanischen und republikanischen Gesichtspunkte aus gänzlich falsch. Sie würdigen die Art, Meinung und Gewohnheit des Landes nicht, dem Sie Ihre Dienste widmen und das Sie als Ihr künftiges Vaterland ansehen wollen. Ein Republikaner ist stets eine eifersüchtige Natur! Die amerikanischen Offiziere aller Grade sehen die ausländischen Militairs, welche mit höheren Fähigkeiten und größerer Erfahrung zur Armee kommen als Occupatoren ihrer Rechte, ja — als Abenteurer an, die ihr Glück machen wollen und bei Vielen irren sie leider denn auch nicht. Sie haben, Baron von Steuben, — verzeihen Sie die Andeutung, zur Zeit keine höhere Charge als die eines Obristen! Mögen Sie auch mit großem Rechte die jämmerlichen Milizoffiziere belächeln, welche jenseits des Meeres die Obersten spielen, so wird das diese Leute gewiß nicht abhalten, sich für genau so viel, für so klug, so militärisch ge-

bildet, für so tapfer zu halten, wie Sie sind. Eifersucht und der schlechte Wille, sich Ihnen unterzuordnen, wird Ihnen anfänglich entgegentreten, sobald Sie schon von vornherein eine Stellung und Vortheile von der Union zugesichert erhalten, welche diese Leute als ein Privilegium ansehen, deren Nothwendigkeit ihnen deshalb schon nicht einleuchtet, weil sie eben kenntnißlos sind! Daß ein preußischer Obrist etwas Anderes sein könne, als wie ein Oberst der republikanischen Miliz, ist ihnen unfaßbar und erst Ihre thatsächlichen Leistungen, mein Herr, also das Vertrauen, was man zu Ihnen faßt, die Entdeckung, daß Sie eben den Krieg besser verstehen, als diese Herren, wird dieselben allein geneigt machen, Sie anzuerkennen!" —

Diese und ähnliche Unterredungen trugen mächtig dazu bei, die Skrupel Steubens abermals zu widerlegen. Plötzlich trat der Kammerdiener des Grafen mit bestürztem Gesicht und der Nachricht herein, der englische Gesandte sei erschienen und verlange eine dringende Unterredung.

St. Germain sprang auf. „Er muß eine Ahnung haben, daß Jemand hier ist, welcher England nicht liebt, er hat sicher eine Spur Ihrer Anwesenheit, Graf

Aranda! — Ich werde zu ihm gehen. Mein Diener kann Sie Beide durch die Privatgallerie in mein Schlafzimmer führen, das an mein Arbeitskabinet stößt. Dort werden Sie unser Gespräch hören und selbst beurtheilen können, ob ein plötzlicher Entschluß jetzt nicht geboten ist."

Damit eilte er hinweg, indeß Steuben und Aranda an den bezeichneten Ort geführt wurden. — Sie hörten Wort für Wort das Gespräch der beiden Diplomaten.

„Excellenz," sagte der Engländer, „Gründe der verschiedensten Art bewegen mich, Fragen an Sie zu richten, welche unaufschiebbar geworden sind. Von Ihrer Loyalität und Offenheit bin ich überzeugt, daß Sie dieselben so beantworten werden, daß Ihre Meinung mit Ihren Handlungen übereinstimmt. — Der Geist Frankreichs ist erregt, die Gemüther aller Orten in Gährung, das Volk haßt uns und wünscht, Ihre Regierung helfe den amerikanischen Rebellen gegen ihr Mutterland, ihre gesetzmäßige Regierung! Können Sie das länger leugnen?"

„Es thut mir leid, daß ich das nicht vermag; diese Gährung besteht nicht blos, sie wächst mit jedem Tage!"

„Sehr wohl! — Bei Worten des Hasses aber bleibt es nicht mehr. Nicht nur, daß französische, polnische und andere Offiziere hinübergegangen sind, den Yankee's

gegen uns zu dienen, französische Finanzmänner liefern den Amerikanern sogar Geld, Waffen und Munition! Ich weiß bestimmt, daß ein gewisser Chevalier de Beaumarchais, ein Millionär, mitten in Paris ein Waffendepot, ein förmliches Arsenal für Amerika errichtet hat, daß zwischen ihm und Buchdrucker Franklin, dem Ersten aller verrätherischen Anstifter dieser Erhebung, ein lebhaftes Einverständniß herrscht. Es steht ferner fest, daß diese Beiden dieser Tage einen verkappten preußischen Offizier aus Friedrich II. nächster Umgebung empfangen haben! Einen seiner Adjutanten oder Stabsoffiziere! Agenten meiner Regierung wollen sogar behaupten, Ew. Excellenz ständen diesen Vorkomnissen eben so wenig fern, wie der spanische Gesandte. — Obwohl ich das zu glauben höchsten Anstand nehme, gebietet meines Landes Lage, wie seine bisher freundschaftliche Beziehung zu Frankreich denn doch, daß Sie mich so weit aufklären, daß meine Regierung über Ihre Politik sich beruhigen kann!"

„Mylord," entgegnete St. Germain lächelnd, „ich befürchte, daß es eben Ihre vielen Agenten sind, deren bezahlter Entdeckungseifer diese Beunruhigung hauptsächlich bewirkt. Ich kenne von dieses Herrn Beau=

marchais Treiben so wenig, als ich Herrn Franklin je sah. Was Sie da von einem Sendling des preußischen Monarchen sprechen, verstehe ich wirklich nicht. Mir scheint, eine derartige Person gehört in's Reich der Mythe. — Eins räume ich Ihnen gewiß ein, die Feindschaft unseres Volkes wie Adels gegen Ihr Land und Ihre Politik in Amerika. Ich habe Ihnen schon längst nicht mehr verhehlt, daß ich diese Politik für heillos halte! — Von allen Seiten werden wir durch das Land gedrängt, für Amerika gegen England das Schwert zu ziehen. Dies Alles ist gewiß richtig! — Folgt daraus denn aber, daß wir es thun werden? — Ich erkläre Ihnen, das geschieht nicht, wenn uns nicht zwingende, für uns selbst bedenkliche Ereignisse jedes freien Willens berauben!"

„Das aber fürchte ich, wird eintreten, Herr Graf!" rief der Engländer. „Die Bewegung zu Gunsten Amerika's greift schon in Ihrem Heere um sich, die höchsten Personen in Sr. Majestät Umgebung sprechen Grundsätze aus, welche sich weder mit einer monarchischen Gesinnung, noch mit der Freundschaft für uns vertragen! Kann diese Bewegung nicht zur Empörung führen? Können Sie nicht eines Tages nur noch zwischen der

Rebellion im eigenen Hause oder dem Kriege gegen uns zu wählen haben?!"

„O, so ganz unmöglich ist das schon nicht, Mylord, aber es ist unwahrscheinlich. Wir haben gerade die entgegengesetzten Besorgnisse und diese sind es vor Allem, welche uns verhindern, Englands Gegner und Freund der Amerikaner zu sein!"

„Was sind das für Besorgnisse?" —

„Mylord, die Philosophie, die extravaganten Ideen der Neuzeit haben mein eben so leichtlebiges, excentrisches wie heißblütiges Volk in Gährung gebracht. Der Freiheitskrieg der Union giebt ihm gewissermaßen nun die Gelegenheit, diese modernen Ideen in Scene gesetzt zu sehen. Trotzdem ist Frankreich nicht nur ein sehr katholisches Land, es bedarf zu seiner Existenz auch der monarchischen Staatsform. Es ist bei aller Phantasterei der stets willige Sclave seiner Könige und Priester. Auf dieser alten Erfahrung beruht unser innerer Friede! Gesetzt aber, wir geben diesem momentanen Taumel der Menge nach, sendeten eine starke Flotte und eine große Armee nach Amerika, — gesetzt, wir schlügen England drüben, — denn verlassen Sie sich darauf, Mylord, das würden wir, — kurz mit unserer

Hülfe würde Amerika frei und eine Republik, — wissen Sie auch, was wir dann gethan hätten? — Wir hätten unsere eigene Armee, unsere Flotte dann durch eine solche Verwendung ihrer monarchischen Gefühle und Traditionen beraubt, hätten sie republikanisch gemacht! Diese Soldaten und Matrosen, als Sieger zu uns in's Land zurückgekehrt, würden, berauscht von amerikanischer Freiheit, bei uns die Republik predigen und grade diejenige Institution, welche sein sicherster Schutz zu sein bestimmt ist, würde Frankreichs Verderben herbeiführen. Diese Furcht hegt der König, dieses stille Bedenken hege ich wie Vergennes. Ich sollte meinen, wenn auch nichts sonst England vor unserer Feindschaft bewahrte, so doch gewiß der Wunsch, an uns selbst keinen Selbstmord zu begehen!! Darf ich das Gespräch mit einem Rathe schließen?!"

„Ich bitte darum, Herr Graf!" —

„So mache England vor allen Dingen, daß seine Generale ein oder zwei entscheidende Schlachten gegen die Republikaner gewinnen! Das wird nicht blos meine Landsleute abkühlen, meine Regierung bestimmen, offen für England aufzutreten und die Widersinnigkeit des Aufstandes der Colonien auszusprechen, Ihr Sieg wird

auch die monarchische Idee in Frankreich überhaupt, ja in ganz Europa befestigen und unter uns, haha, wird eben etwas Anderes dann Mode werden, als Philosophie und Amerika. Ich kenne die Franzosen, Mylord!"

„Sie haben so offen Sr. Majestät und Ihre Meinung ausgesprochen, Herr Graf, und mit so schlagenden Gründen unterstützt, daß ich mir Glück wünsche, das Kabinet von St. James über Frankreich beruhigen zu können." —

Wenige Augenblicke später empfing St. Germain den spanischen Minister und Steuben lachend wieder in dem Speisezimmer. „Meinen Sie nicht, daß ich ihn köstlich mystifizirt habe? Nun werden wir mit weniger gêne vorgehen können."

„Wenn ich Sie nicht kennen würde, Herr Graf, ich müßte glauben, Sie seien ein politisches Chamäleon, oder die Völker und Menschen dienten Ihnen blos zum Ballspiel!" rief Aranda.

„Haha, wenigstens sehe ich's an des Baron Steuben düsterem Gesicht, daß er jedenfalls dieser Meinung ist."

„Ich leugne das nicht!" sagte Steuben eifrig. „Was Sie dem Engländer sagten, war so wahr, daß

ich nicht begreife, wie Ihre sonstigen Gesinnungen nicht Lüge sein sollten."

St. Germain griff in die Tasche und brachte einen Louisd'or zum Vorschein. „Sehen Sie die Seite an, was sehen Sie?" —

„Das Portrait Ihres Monarchen!"

„Gut! Die Seite zeigte ich dem Engländer, und nur sie! Ihnen zeige ich die andere, das Wappen Frankreichs. Beide goldenen Seiten aber, den wirklichen, sehr angenehmen Louisd'or stecke ich wieder ein! — — Jedes Volk, messieurs, hat seinen Charakter und will nach ihm regiert sein. — England wie Deutschland sind stabile Völker im Guten wie Schlimmen. England ohne Parlament, Deutschland ohne Zerrissenheit sind — undenkbar! Die Franzosen sind aber eine Nation, die nur mittels ihrer Veränderlichkeit bestehen kann! Wir ertragen schon übermorgen nicht mehr gern, was uns vorgestern amüsirte und Wer uns amüsirt, Der darf uns regieren! Wie, womit er das thut, ist uns gleich, sobald es nur amüsable ist. — Einmal liegt bei dem Louisd'or der goldene Louis oben, wir werden dann absolut, aber was die Hauptsache ist, mit Brillance regiert! Geschieht das nicht,

liegt Louis unten, eh bien, so ist das goldene Frankreich oben und die Herrschaften, welche sich den „Gedanken" Frankreichs nennen, die Patrioten, Philosophen, kurz die Skandalmacher regieren! — Gewiß ist richtig, was ich dem Lord sagte. Unsere Armee, einmal in Amerika, bringt uns die Republik in den Patrontaschen mit! Aber noch weit richtiger ist, daß die Republik überhaupt schon Frankreich und unserer Armee in den Gliedern liegt! Spielen wir drüben nicht die politischen Befreier, so geht hier die Theorie zur Praxis über! Es ist also besser für uns, wir geben der öffentlichen Stimme betreffs Amerikas nach, als daß wir ihr hier auf den Boulevards mit Bajonett und Kugel zu begegnen haben. Mit dieser Ansicht stehe ich freilich noch in Paris allein, aber so wahr ich weder das Ende des amerikanischen Kriegs noch den Anfang unserer Republik zu erleben hoffe, so sicher sehe ich Beides voraus. Erinnern Sie sich Dessen, wenn ich todt bin, die Sache ist von einem ganz heillosen Ernste!

„Und Ihr Monarch? Die Königliche Familie?" rief Aranda.

„Lieber Graf," sagte St. Germain und sein Ton wurde sehr bitter, „wenn ich einen König hätte —

Wenn ein Louis XIV., ein Heinrich IV. auf dem Lilienthrone säße, ich würde weder mit Ihnen noch dem Briten solche Gespräche geführt haben. Man hätte aber dann auch Rousseau, Voltaire und die ganze Encyklopädie nach der ersten Zeile, die sie schrieben, schon in den Temple und die Bastille gesteckt, statt sie zum gehätschelten Liebling unserer Aristokratie zu machen. Wenn die Könige, wie hier und in England, selber ihre Fahne verlassen, wenn sie selbst nicht wissen, was sie sein müssen, um zu sein, den Teufel auch, wozu sollen wir uns denn für sie abmühen! Die Republik ist für mein Bewußtsein da überall das Beste, Sicherste, wo die Könige aufhören, royalistisch zu sein, das aber sind sie bei uns schon sehr lange."

„So rathen Sie mir also auch aus Ihrem eigenen politischen Prinzipe heraus, nach Amerika zu gehen?" rief Steuben.

„Mit tiefster Ueberzeugung! Was hier nur Mode ist, vor der Hand eine bloße Spielerei, dort ist es Ernst, dort ist es eine Naturnothwendigkeit! Hier hoffe ich den Ernst nicht mehr zu erleben, denn die Freiheit würde uns genau so unglücklich machen, als sie für Amerika ein Bedürfniß ist." —

„Excellenz," erwiderte Steuben. „Ich hatte bisher Lust, nach Amerika zu gehen, jetzt habe ich die bestimmte Absicht! Ich will jedoch erst nach Baden zurück und einen Mann befragen, der mein Freund und mir in dieser Sache Autorität ist."

„Gut! Wer ist dieser Freund!"

„Prinz Ludwig Wilhelm von Baden, des Markgrafen Bruder."

„Der Gouverneur von Arnheim, welcher als General-Lieutenant in holländischen Diensten steht?"

„Derselbe!"

„Dann reisen Sie lieber heute noch als morgen. Der Prinz hat was von einem Oranien in sich, der räth Ihnen gewiß richtig! Wo finden Sie ihn?"

„Zu Rastatt!"

„Also auf und davon; Sie sollen von uns hier hören. Es thut Noth, daß wir Alle endlich aus der Ungewißheit heraus kommen!"

— — — — — — — — — — —

Es war dieselbe diligence ordinaire, welche am 17. August ihren gewöhnlichen Weg von Meaux nach Paris zurücklegte. Sie enthielt nur eine uns bekannte Person, Steuben, welcher allein im Mittelcoupé saß.

Die übrige Gesellschaft interessirte sich weder für ihn, noch er für sie, Carl Vogel im Rückplatz ausgenommen. — Steuben kam von Rastatt. Er hatte den Prinzen gesprochen und dieser ihm nicht blos unbedingt zugeredet, sondern geradezu gesagt: „Sie können von Ihrem ferneren Leben gar keinen würdigeren Gebrauch machen, als wenn Sie der Union dienen. Es ist gar nicht am Platze, sich hier noch zu bedenken, denn nie wieder wird sich Ihnen eine so glänzende Gelegenheit bieten, Ruhm und Ehre zu gewinnen. Wer Ihnen irgend wohl will, mein Freund, wird Ihnen sagen, reisen Sie ab!" Diese Bestimmtheit des Prinzen vollendete unseres Helden Entschluß. Er hatte hierauf sein kleines Landhaus ohnweit Karlsruhe verkauft, Romanai und de l'Enfant in Berlin sein Vorhaben mitgetheilt und ihnen angeboten, ihn nach Amerika zu begleiten, falls sie noch den Wunsch hegten, unter, oder mit ihm zu dienen. Für diesen Fall hatte er sie ersucht, alsbald in Paris im Hotel St. Louis einzutreffen. Schließlich hatte er noch eine Bittschrift an Friedrich II. gerichtet, in welcher er, nachdem er seinen Vorsatz, für die Union zu kämpfen, ausgesprochen hatte, um die Gnade bat, daß seine Havelberger Pfründe von ihm auf seine beiden Neffen

von Canitz, den Söhnen seiner Schwester, übertragen werden möchte. Hierauf hatte er seinen Freunden wie dem Hofe für immer Lebewohl gesagt. — Den Tag vor seiner Abreise war ihm, unvermuthet rasch, folgende Antwort seines ehemaligen Monarchen zugegangen:

„Mein lieber Steuben!

Wir sind erfreut, daß Sie der Union Ihre Dienste widmen wollen. Wir kennen nur zwei Staaten, in denen die Republik praktizirt werden kann, ohne daß sie tyrannischer würde, als ein schlechter König nur sein kann, Amerika und Holland! — Gehen Sie, helfen Sie den wackeren Colonisten einen geldsüchtigen herzlosen Gebieter überwinden und ein Staatsgebäude aufrichten, dessen Säulen Unabhängigkeit, Gerechtigkeit und Ordnung sind! Es wird Uns freuen, zu hören, daß Sie Ihrem alten Lehrmeister und Könige Ehre machen, obwohl Wir Dessen versichert sind. Möge der Ruhm Ihnen reichlich den Verlust eines Gefühls ersetzen, das — fürchten Wir, für Sie begraben ist. Ihre Bitte wegen Ihrer Neffen ist gewährt. Gehen Sie mit Gott. Ihr wohlaffektionirter König Friedrich."

Hätte es wirklich noch eines Anstoßes bedurft,

Steuben sein künftiges Lebensloos klar zu machen, dieser Brief hätte es gewiß gethan. Dazu kam noch, daß ihm zwei Schreiben St. Germains und Beaumarchais' bereits eröffnet hatten, er werde Alles geebnet finden, Beaumarchais' Kasse stehe für ihn bereit und zwar auf Anordnung und unter Garantie der französischen Regierung. Er möge nur bald eintreffen, da im Hafen von Marseille ein Schiff für ihn bereit liege. —

Wie anders war Steuben jetzt zu Sinne, als er in Paris einfuhr, wie vorigen Mai. Die lähmende Lethargie war gewichen, das fruchtlose Brüten über einer eingesargten Liebe. Wohl dachte er Sophiens mit Sehnsucht, aber diese Sehnsucht war sanft und verklärt durch die Hoffnung eines ewigen Wiedersehens. Ihr Bild wurde ihm zum Symbole der Freiheit hier wie jenseits, der Freiheit, für die er jetzt in Amerika das Schwert ziehen wollte. Er fühlte sich wieder jung, sein Geist erhielt die alte Spannkraft wieder und eine schöne, sichere Freudigkeit kam in sein Herz, getragen von dem Bewußtsein eines großen Lebenszweckes, für den ihn alle Die als auserlesen betrachteten, welche er entweder hochachtete und verehrte, oder deren Genie er mindestens bewundern mußte. Er empfand jetzt förmlich eine Sehn-

sucht nach Ben Franklin und seiner Leah, denn nun erst vermochte er sie völlig zu verstehen und ihre in großartiger Einfachheit angelegten Charaktere. Er eilte indeß nicht schon anderen Tages hinaus nach Passy, sondern zunächst zu Beaumarchais, der sofort anspannen ließ und ihn denselben Abend noch nach Versailles zu St. Germain führte, welchen er durch einen reitenden Boten von Steubens Ankunft hatte unterrichten lassen.

Sie fanden bei dem Kriegsminister den Grafen Vergennes, Minister des Aeußeren.

„Wir haben Sie also für Amerika gewonnen, Baron?“ rief St. Germain lebhaft Steuben zu. „Das sagt mir nicht nur Ihre Rückkehr, sondern Ihr leuchtendes Auge, Ihr ganzes Wesen!“

„Sie haben Recht, Excellenz,“ erwiderte dieser, „jetzt endlich kann ich Ihnen sagen: Ja, ich gehe nach Amerika, um für die Republik zu siegen, der Prinz rieth mir unbedingt hierzu. Nachdem ich also Alles gethan habe, meiner Würde und Selbstachtung zu genügen und keine Uebereilung zu begehen, vermag ich mich jetzt um so rückhaltloser der Sache Amerikas völlig hinzugeben, als ich überzeugt sein darf, das Beste

zu thun, was ein Mann meiner Art je unternehmen konnte. Sehen Sie dieses Abschiedsschreiben meines Monarchen an.“ —

St. Germain las Friedrich II. Brief, dann übergab er ihn fast feierlich Vergennes. „Sie dürfen stolz sein, Baron,“ sagte er, „ein solches Zeugniß Ihres Werthes von dem großen Könige zu besitzen; dies Dokument wird Ihnen von mehr Nutzen drüben sein, als unsere glänzendste Empfehlung! — Um Ihren Entschluß aber auszuführen, müssen Sie sich leider einer Bedingung unterwerfen, die Ihnen unangenehm, aber die gleichwohl unerläßlich ist.“

„Welcher Bedingung?!“

„Sie müssen eine Lüge, eine Täuschung den Amerikanern gegenüber begehen!“

„Das werde ich gewiß nicht thun! Es wäre ein schlechter Anfang meines Dienstes.“

„Da dies aber die einzige Unwahrheit ist, welche Sie zu begehen haben, eine diplomatische, unumgängliche Nothlüge, ohne welche Sie sich von vornherein die Ihnen nöthige Stellung und Ambition drüben verscherzen würden, so müssen Sie sich zu derselben entschließen!“

„Mir ist unklar, was Sie meinen!“

„Sie sind Ihres Monarchen Flügeladjutant gewesen, im Uebrigen aber haben Sie nur Oberstenrang. Wenn Sie der Union und speciell Washington aber das werden wollen, worauf es jetzt dort ankommt, nämlich der Reorganisator und Instruktor der Vereinigten Staaten-Armee, — wenn Sie eine Stellung haben müssen, die Sie Washington von vornherein näher bringt und Ihnen zu dem nöthigen Einflusse verhilft, so müssen Sie in einer Charge von vornherein erscheinen, die sie für den Congreß wie das Heer aus der Masse der Fronte-Offiziere heraushebt! Mit einem Worte, Sie müssen als General, Baron von Steuben drüben auftreten!“

Steuben fuhr empor. „Das kann ich nicht, denn ich bin keins von Beiden! Ich bin von Steuben, Flügeladjutant und Oberst außer Dienst, sonst Nichts! Mehr kann ich nicht nachweisen.“

„Wenn Sie kurzsichtig darauf bestehen, so wird schon der steifnackige Unabhängigkeitssinn, wie die Eifersucht im Heere der Amerikaner dafür sorgen, daß Sie gar nicht erst in die Stellung kommen können, die Sie haben müssen, soll Ihre Thätigkeit überhaupt von Nutzen für die Union sein!“ —

„Wir handelten eben diesen wichtigen Punkt ab, mein Herr," lächelte Vergennes, „als Sie eintraten. Wollen Sie Amerikaner werden, so müssen Sie sich auch selbst und Ihre Zukunft mit amerikanischen Augen, nicht mehr mit deutschen oder gar preußischen ansehen. Was in Berlin eine Lächerlichkeit sein würde, ist in New-York oder Philadelphia eine unerläßliche Voraussetzung. Bereits sind Sie in Franklins Augen General! So wenig dieser Mann auf Titel giebt, aber er würde doch sehr stutzen, wenn Sie nicht General wären, denn Sie würden in einem niedrigen Range für ihn die Brauchbarkeit verlieren, welche Sie besitzen, die der Amerikaner aber, nach seinen heimischen Verhältnissen urtheilend, bei einem Obersten niemals voraussetzt! Deshalb haben Graf St. Germain und Beaumarchais Sie hinter Ihrem Rücken bei Franklin zum General gemacht und Sie werden sich entschließen müssen, diesen Titel zu behalten, wenn Sie nicht alles Vertrauen dieses so wichtigen Mannes verlieren wollen, der ein großer Politiker, aber sicher kein Soldat ist!"

„Woher aber will ich denn diese fingirte Charge empfangen haben?"

„Bah," rief der Kriegsminister. „Haben Sie

nicht das Reichskontingent des schwäbischen Kreises kommandirt? — Für einen Yankee kann dies aber nur ein General gewesen sein! Folglich sind Sie badischer General gewesen!" —

„In ganz Baden ist aber kein General aufzutreiben!"

„Ach, glauben Sie denn," lachte Vergennes, „daß danach der alte Ben oder die Union Recherchen anstellen wird? Die haben ganz Anderes zu thun. Nur wenn Sie die Qualitäten eines kommandirenden Generals nicht rechtfertigen, würde man Zweifel gegen Sie hegen. Ich bitte Sie um Gotteswillen, seien Sie kein Kind! Sie werden ganz andere Leute drüben sich als Generale aufspielen sehen, zum Exempel unseren Marquis Lafayette, dem ich nicht ein Bataillon anvertrauen würde, wenn es für uns gelte, gegen Preußen zu marschiren. — In Amerika giebt es nämlich ein Wort: „Humbug," was so viel bedeutet, als blauen Dunst vormachen. Wer sich vorwärts bringen will, thut das und hat er die Qualität, seinem blauen Dunst durch reelle Gaben Wahrheit zu verleihen, so frägt kein Mensch, wie Viel oder Wenig davon ächt ist." —

„Meine Herren, Sie haben mich durch eigenmächtige Rangerhöhung meiner Person in eine sehr schiefe

Lage gebracht. Ich habe nur die Wahl, mit offenbarem Schimpfe mich von einer Sache zurückzuziehen, die ich Angesichts aller meiner Freunde erwählt habe, sobald ich die Wahrheit sage! Oder daß ich Ihren „Humbug“ stillschweigend dulde und Ihnen die Verantwortung desselben überlasse, damit es mir überhaupt nur möglich werde, zu beweisen, daß ich General zu sein verstehe!“

„Nun, so widersprechen Sie uns wenigstens nicht und gehen Sie morgen zu Franklin, General. Alles Weitere überlassen Sie uns!“ —

Am anderen Morgen gegen Mittag fuhr „General, Baron von Steuben“ hinaus nach Passy zu Ben Franklin. Sein Entschluß war während der Nacht und den Morgenstunden, in denen er mit sich mannhaft und ehrlich genug gerungen hatte, gereift. — Er konnte nicht zurück! Verachtung bei seinen Freunden in Paris, Verachtung bei den Freunden in Deutschland wären sein Loos gewesen. Hätte er vorschnell nicht damals den Abschied in Preußen ertrotzt, falscher Standesbegriffe wegen, jetzt wäre er General gewesen und hätte mindestens eine preußische Brigade geführt. Wie die Milizverhältnisse in Amerika lagen, konnte er den dortigen

Obersten gegenüber sich wahrhaftig dreist einen General nennen, seinem Plan aber zu entsagen, nur einer kleinen. Gewissenhaftigkeit in rein äußerlichen Dingen zu genügen, wäre mehr als thöricht gewesen. Er beschloß aber, diese der Union nothgedrungener Weise zugefügte Täuschung nicht blos durch die äußerste Anstrengung seiner Talente, sondern auch dadurch gut zu machen, daß er allen Prätentionen, jeglichem selbstischen Wunsche entsagte, kurz sein Geschick auf Treue und Glauben dem Congreß in die Hände legte. Mit diesen Vorsätzen betrat er Ben Franklins Haus.

Er fand den alten Herrn am Schreibtisch über einer Menge von Papieren, Mistreß Leah saß am Fenster bei einer Handarbeit. Der amerikanische Staatsmann erhob lächelnd das Haupt. „Nun, General, Du kommst doch wieder?!"

„Um Dir zu sagen, Vater Ben, daß ich von Amerika nicht mehr lasse und Du nur zu bestimmen hast, wann ich den Boden Deines Vaterlandes, das ich das meine jetzt nennen will, betreten soll, um mich zum Dienst zu stellen!"

„Wir haben uns nicht in ihm betrogen!" sagte

Leah sanft, ihr geröthetes, von Rührung überstrahltes Gesicht zu dem Gatten wendend.

Franklin stand auf. Forschend blickte sein Auge auf den gewaltigen Kriegsmann, dem er langsam die Hand reichte. „Ich danke Dir für dies gute Wort! Damit Klarheit und Offenheit nun aber unter uns herrsche und ich dann für Dich thun kann, was ich glaube zum Wohle der Republik thun zu sollen, so bitte ich Dich, mir aufrichtig zu sagen, weshalb Du jetzt erst zu diesem festen Entschlusse kamst und welches dann Deine sogenannten Bedingungen eigentlich sind, auf denen Du damals bestandest und ob Du sie noch festhältst.“ —

„Das wird bald gesagt sein, Ben. Erstlich kannte ich damals die amerikanischen Verhältnisse, Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten so gut wie gar nicht, ich urtheilte eben als preußischer Offizier. Das hat sich geändert. Ich habe lange gekämpft mit mir und um als gewissenhafter Mann nicht selbstsüchtigen Gefühlen zu folgen, zu denen ich unter Euch nicht berechtigt bin, noch etwa einen falschen oder voreiligen Schritt zu thun, habe ich Diejenigen zu Rathe gezogen, die mich am

besten kennen und die in militärischer Beziehung meine besten Rathgeber zu sein vermögen."

„Wen hast Du über diese Deine Lebensfrage, — denn, General, das ist sie, — zu Rathe gezogen?"

„Ich reiste nach Rastatt zu dem Prinzen Ludwig Wilhelm von Baden, der General in holländischen Diensten und Gouverneur von Arnheim ist. Er erklärte mir, für mich gäbe es gar kein Besinnen, ich hätte abzureisen, um der Union zu dienen. Ich fehlte ihr und sie fehle mir! — Darauf erfolgte mein Entschluß. Ich schrieb an meinen früheren Monarchen, dem ich, eine letzte Bitte an's Herz legend, meine Absicht kundthat. Hier ist seine Antwort."

Franklin nahm Friedrich II. Brief und flog ihn durch. Zum ersten Male bemerkte Steuben eine tiefinnerliche Bewegung in diesem Greisenantlitz. — „Willst Du den Brief mir überlassen, um ihn dem Congreß einzusenden?" fragte er.

„Alles, was ich bin und habe, gehört der Union!" —

Franklin wandte sich und legte den Brief auf seinen Tisch. Obwohl Steuben sein Gesicht in diesem Augenblicke nicht sah, so schien doch mit dem Alten etwas

ganz Sonderbares vorzugehen, denn selbst Leahs Blick, der auf Ben ruhte, hatte etwas Bestürztes. Als sich Franklin umwandte, war er etwas entfärbt.

„Höre, General, die Verhältnisse haben sich, seit wir uns sahen, sehr geändert. Georg Washington ward — zweimal geschlagen!!“ Franklins Auge glühte, seine Lippen bebten. —

Steuben blieb bei dieser Nachricht unbewegt. — „Franklin,“ sagte er, „geschlagen werden kann selbst der beste General, auch Friedrich ward mehr als einmal geschlagen! Nicht Washington, nicht die Republik ist zeitweise unterlegen, sondern die Untüchtigkeit Eures schlecht geschulten und formirten Heeres! Laß mich je eher, je lieber hinüber und wenn wir auch ein Jahr lang dann selbst noch die Leidenden sind, nach diesem Jahre werde ich die Milizen zu guten und geübten Soldaten gemacht haben, dann wird der tapfere Washington nicht mehr geschlagen werden, weil England keinen militärischen Vortheil mehr voraus hat!“

Franklins Stirn röthete sich. „Aber was verlangst Du denn für ein solch' wohlthätiges, verdienstvolles Unternehmen?“

„Ich verlange Nichts! Ich erkläre Dir, daß ein

gemeiner Ehrgeiz oder Sucht nach Vortheilen mich nicht leitet. Ich will keine Zusicherungen irgend welcher Art vorher. — Schicke mich hinüber und der Congreß wie Washington bestimme, wie, wo und unter welcher Form ich ihm am Besten nützen kann. Ich will weder die Eifersucht der amerikanischen Offiziere, noch einen falschen Verdacht des Congresses erregen, will nur an der Stelle dienen, von der man glaubt, dies sei meine richtige!"

Franklins Auge schimmerte feucht, er legte seine Arme auf Steubens Schulter. „Sieh, so bist Du mein Sohn, mein Bruder, so nehme ich Dich an! Die Republik wird für Dich sorgen, wie Du verdienst und wie sie es kann, sie wird den tugendhaften Mann, der für sie Alles opferte, um ihr zu dienen, nicht im Alter vergessen, vermag sie auch nicht mit Orden, Ketten und tönenden Titeln ihm zu vergelten. Dein bester Lohn wird die Liebe aller Amerikaner sein! — Ich habe um Dich gethan, was ich noch nie that, nie wieder thun werde, ich habe —, um Dich zu prüfen, gelogen! Washington ward nicht geschlagen!! Erkenne daran, daß Du mir um meines Landes, meiner Sache willen selbst die schwere Sünde der Unwahrheit werth bist!"

„Würde auch diese Täuschung dennoch Wahrheit, bis ich hinüberkomme, Franklin, ich würde anders nie gesonnen sein, als ich in dieser Stunde bin!“ — —

— — — — — — — — — — —

Fortan war Steuben viel in dem stillen Hause zu Passy. Franklins Umgang weihte ihn in die Eigenart amerikanischen Lebens, die Verhältnisse, die Gefühle und Anschauungen seiner künftigen Heimath ein. — Ende August wurde er durch das geradezu jubelnde Eintreffen de l'Enfants und Romanai's eben so sehr überrascht als erfreut. Er hatte ihr Kommen nicht mehr erhofft. — Sehr gern aber hatten sie den preußischen Dienst verlassen, denn, wie sie sagten, hatte der Friede die Armee des großen Königs sehr verschlechtert. Wohl lebte der alte Geist in ihr, aber ihre Helden waren gealtert, die Untergenerale, lässig geworden, schritten mit den Bedingungen der Zeit nicht mit und Apathie schlich durch jene Cadres und lockerte sie, welche in der Noth einst wie Eisen zusammengehalten hatten. Der große König selbst, ein Ziethen und Seidlitz vermochten Dem nicht zu steuern, das Land aber war noch zu erschöpft, als daß man ihm die Opfer hätte zumuthen dürfen,

welche nöthig waren, das Heer zu verjüngen und zu vergrößern, damit Preußen seine nunmehrige Stellung aufrecht erhalten könne.*)

Steuben hingegen hatte seinen petersburger Genossen die amerikanischen Verhältnisse alsbald auseinandergesetzt, welche denselben völlig neu waren und ihnen erklärt, daß er, um zu effektuiren, als General und Baron figuriren müsse, zumal der letztere Titel ihm als Hofmarschall seit Jahren schon aus Courtoisie am Rhein von Jedermann gegeben worden sei. Es ward unter ihnen verabredet, daß l'Enfant wie Romanai sich unter ihm als Capitaine, Adjutanten und Instruktoren zu betrachten hätten. Beide Freunde machte er darauf mit Franklin und Deane, St. Germain, Vergennes, Beaumarchais, Montbarey, dem Duc de Ligne

*) Der Verfasser hat selbst eine Reihe noch unveröffentlicher Briefe Friedrich II. durchgesehen, in welchen der greise Monarch nach seinen Inspektionen sich gegen die Generale in den Provinzen — z. B. gegen Tauenzien — in einer so kaustisch bitteren, ja oft rücksichtslos groben Weise ausspricht, daß man ohne Mühe erkennt, wie tief ihm die Rückschritte seines Heeres, des Stolzes seines Lebens, am Herzen nagten. Diese Briefe befinden sich im Privatbesitze einer altbekannten adligen Offiziersfamilie aus friederizianischer Zeit.

und Grafen Aranda bekannt. Man schritt nunmehr zur Ausführung der Expedition. Außer Romanai und l'Enfant ward Steuben noch Mr. Pierre Duponceau zum Secretair und Dolmetscher, ein Lieutenant Des Epiniers aber als dritter Adjutant mitgegeben. Ferner sollte Beaumarchais' Neffe, Mr. de Francy, als dessen Agent für Amerika und Rittmeister de Pontière die Gesellschaft begleiten, welch Letzterer bei dem leichten polnischen Reitercorps Pulawsky drüben eintreten wollte. Franklin hatte Steuben und dessen Genossen Empfehlungen an den Congreß, namentlich dessen Präsidenten Laurent Robert Morris, an Washington selbst und Samuel Adams mitgegeben. — Um nicht Englands Verdacht zu erwecken, nahm Steuben auf den Namen des Herrn von Frank, eines alten hechinger Freundes, einen französischen Paß und nachdem er, seines Versprechens eingedenk, dem Chevalier de Robignac noch seinen Abschiedsbesuch gemacht hatte, welcher eben so entzückt wie die Chevalière und Demoiselle Claire war, in ihm nun — doch einen Kämpfer für Amerika zu erblicken, verließen Alle incognito Paris, um in Marseille an Bord des Sechsundzwanzig-Pfünders l'Heureux zu gehen, welchen man auf Aranda's Rath in „le Flammand" umgetauft hatte.

Am 26. September lichtete die Fregatte vor Tagesgrauen ihre Anker und als die Sonne sank, lag schon die Salzfluth breit und mächtig als ewige Trennung zwischen ihnen und der europäischen Heimath.

Sechstes Capitel.

Le Flammand.

Bevor wir unseren Helden in die neue Welt begleiten, die für ihn wirklich eine neue Welt werden sollte, werfen wir auf das Amerika jener Tage vorher einen Blick, um zu prüfen, aus welchem Urzustande dasselbe hervorging, um das Jung-Amerika unserer Tage zu werden. Es ist besonders wichtig, zu erwägen, aus welchen heterogenen Bestandtheilen sich dies neue Weltvolk schon zusammengesetzt hatte, bevor es zum Schwerte gegen Britannien griff, weil wir sonst manche Anschauungen, Sympathien, Antipathien und Sitten desselben mehr wunderlich als erklärlich finden dürften.

Der ganze Küstenstrich vom 34. bis 46. Breitengrade wars, welcher von Sir Walther Raleigh entdeckt

und Elisabeth zu Ehren Virginien genannt wurde, ein Ländergebiet, das etwa von Montreal in Canada bis zum Cap Lookout und der Grenze von Nord=Carolina im Süden reichte. Im Westen fand es seine natürlichen Grenzen anfänglich allein in jener ungeheuren Bergkette, welche, der Atlantischen Küste ziemlich parallel laufend, als die Alegany= und Albany=Mountains bekannt ist. Kaum war die Nachricht von Raleighs Entdeckung nach Europa gelangt, als bereits schon englische, irische und schottische Abenteurer in dies gelobte „Wunderland" zogen und die Meeresküsten mit den ersten, dünnen, sehr verstreuten Ansiedelungen besäten. Nach den ersten einundzwanzig Jahren fand Jakob I. aber schon für nöthig, mit der Colonisation planmäßig vorzugehen. Er theilte diesen weiten Distrikt in zwei Theile. Der südliche Strich, im engeren Sinne nun Virginien genannt, reichte vom 34. bis 40. Grade. Er verlieh ihn der London=Handels=Compagnie. Den nördlichen, vom 40. bis 46. Grad gehend, taufte er „Neu=England" und privilegirte die Plymouth=Handelscompagnie mit ihm. Die erste größere regelmäßige Colonie gründete John Smith in Virginien am James=River und erbaute die erste Stadt Jamestown, Henry Hudson dagen siedelte an dem von

ihm benannten Flusse eine holländische Colonie „Neu-Niederland“ an. Dort auf dem Manhattan-Eiland, errichteten sie den ersten Pelzhandelposten: die nachmals New-York genannte Stadt. Unter dem ersten englischen Gouverneur in Virginien Thomas Dale wurde das erste freie Landeigenthum den Colonisten bewilligt, das Privileginm der Plymouth-Gesellschaft mithin gemildert. Unter dessen Nachfolger Georg Yardeley fanden die ersten großen Einführungen von Frauen statt, die Despotie der englischen Handelsnabobs ward nun noch mehr eingeschränkt. In Jamestown gab der erste Congreß dem Staate Virginien zugleich eine Verfassung, welche 1621 in London genehmigt wurde. — Die Feindseligkeiten der Indianer zwang indeß die Plymouth-Compagnie, ihren unhaltbaren Besitz der Krone zurückzugeben und sich allein auf Fischfang und Pelzhandel zu beschränken. Der erledigte Distrikt wurde einer neuen Gesellschaft, dem „Rath von Neu-England“ übergeben, während eine große Zahl ausgewanderter Puritaner die Colonie New-Plymouth in Massachusetts gründete. Da die London-Compagnie 1600 mit Jakob I. in Zwist gerieth, hob er sie auf und nahm den Virginiern ihre Verfassung wieder. Sein Nachfolger Carl I.

sendete nunmehr den strengen Gouverneur John Hervey, machte Virginien zu einer „königlichen Provinz" und bestimmte willkürlich den Tabakspreis, kurz, begann in Amerika dasselbe absolutistische Regiment, welches ihm in England nachmals den Kopf kostete. Nichtsdestoweniger setzte sich auf der New-Jersey-Halbinsel eine Colonie Puritaner in Salem fest, eine andere zu Boston in Massachusetts. Eine schwedische Handelsgesellschaft dagegen kaufte das ganze Küstenland vom Delaware bis Long-Island und nannte es New-Schweden. — Um dieselbe Zeit wurden bereits die ersten Negersklaven in Virginien eingeführt. — Zwei Jahre später kaufte Lord Cecilius Baltimore von Carl I. den ganzen Landstrich zwischen Potomakh und Susquehannah-River und nannte ihn Maryland. Diesen Landstrich besetzte des Lords Bruder Leonhard Calvert mit 200 katholischen Familien aus England, und durch weise wie liberale Maßregeln wurde dieser Theil Amerikas bald ein Nebenbuhler des blühenden Virginien. Das Land ward eben jeder Confession und jeder Nation geöffnet, jeglicher Colonist erhielt 50 Acres festen Besitz. Die Folge war, daß die von König Carl verfolgten Puritaner in großen Schaaren so lange eben dorthin aus-

wanderten, bis der verblendete Monarch jenes Verbot erließ, daß Oliver Cromwell, seinen gefährlichsten Feind, zu seinem Verderben in England zu verbleiben zwang. Bereits 1634 lösten die Colonien Salem und Boston ihr Abhängigkeitsverhältniß zur Plymouth-Gesellschaft und beriefen ihren ersten Colonial-Congreß, Maryland folgte ihrem Beispiele zwei Jahre später. Wie vergebens Carls Auswanderungsverbot war, beweist schon, daß in dem einzigen Jahre 1638 die Schwärmerin Hutchinson die Colonie Rhode-Island anlegte, 300 englische Puritaner in Neu-England die Colonie New-Haven bildeten, John Mason und Ferdinand Georges aber die Distrikte Maine nnd New-Hampshire bevölkerten. — Um Virginien gegenüber Maryland zu heben, sah Carl I. sich endlich genöthigt, an Herveys Stelle Sir William Berkley zum Gouverneur zu ernennen; nun stieg dieses Staates Wohlstand rasch. 1649 fiel Carl I. Haupt, die Republik brach herein. Sie veranlaßte auch in Amerika eine politische Scheidung. Maryland und Virginien blieben der königlichen Sache treu und in Opposition gegen die neue Gestaltung der Dinge. Die Nordstaaten: Massachusetts, New-Plymouth, New-Haven und Connecticut hingegen schlossen unter dem Namen

„Vereinigte Colonien von England“ unter sich ein Bündniß und bildeten eine Miliz gegen die Niederländer am Hudson, die Franzosen in Canada und die ewig ruhelosen Indianer. So sehen wir bereits drei verschiedene nach Politik, Nationalität, wie Lage getrennte Volksgruppen, von denen nur die südliche noch die alten Vaterlandsinteressen vertrat, während die übrigen sich ihnen bereits entfremdeten. Die Regierung Cromwells gab durch das Navigationsgesetz den amerikanischen Handel ganz dem Mutterlande preis, Virginien wie Maryland wurden durch ein Geschwader unter George Ayscue unterworfen, ferner nahm er Lord Baltimore sein Eigenthumsrecht auf Maryland. — Während dieser Epoche rissen die Niederländer die Colonie „New-Schweden“ an sich, Maryland empörte sich gegen Cromwell und setzte ihren alten Gouverneur John Berkley wieder ein. Als 1660 mit Carl II. die Restauration nach England kam, erhielt Lord Baltimore Maryland zurück, die Royalisten bekamen auch im Norden das Uebergewicht und nach und nach unterwarfen sich Rhode-Island, Maine, New-Hampshire und Massachusetts dem Mutterlande wieder. Vier Jahre später rissen die Engländer nun den ganzen Besitz der Nieder-

länder am Hudson, wie die noch übrigen holländischen Besitzungen an sich und diesen Länderkomplex gab Carl II. seinem Bruder Jakob, Herzog von York, der ihn nunmehr New=York taufte. Die Colonien New = Haven und Connecticut vereinten sich, indeß Herzog Jakob von York von seinem Gebiete an die Lords Berkley und Charteret den Küstenstrich zwischen Delaware und Hudson verkaufte, welchen die neuen Besitzer New=Jersey nannten und ihm eine Verfassung gaben. 1669 verlieh Carl II. von Virginien den Theil vom 36. bis 40. Grade nördlicher Breite, Carolina genannt, an Lord Clarendon und Andere, ebenso den früher von Spaniern und Franzosen besetzten Strich im Süden bis zum 30. Grade. — Clarendon und Genossen zogen hierauf eine große Bevölkerung herbei. Katholiken, Protestanten wie Puritaner strömten aus Virginien, Massachusetts und Barbados den besseren südlichen Klimaten zu. — Leider erregten nicht blos die harten Steuern, welche Jakob von Yorks Gouverneur, Edmund Androß, eintrieb, in dem blühenden New=York tiefsten Grimm, die Virginier sogar rebellirten gegen die unleidliche Navigationsakte und ihre Niederwerfung erhöhte die wachsende Abneigung gegen das Mutterland. New=Hampshire ward

gleichfalls gemaßregelt, Massachusetts wurde durch seinen strengen Gouverneur sogar des alten königlichen Freibriefs beraubt. Zugleich gründete, auf große königliche Privilegien und enorme Reichthümer gestützt, der Quäker William Penn in dem Lande zwischen New-York und Maryland die Colonie Pennsylvanien anno 1682. — Wie drei Jahre später Herzog von York als Jakob II. den Thron bestiegen hatte, erreichte Amerikas Aussaugung und Maltraite durch Andros seinen Höhepunkt. Deshalb war es sehr begreiflich, daß alle amerikanischen Staaten sich nach Vertreibung der Stuarts sofort für König Wilhelm III. erklärten und gegen die jakobitische Regierung Frankreichs kämpften, indem sie mit ihren französischen Grenznachbaren einen Parteigängerkrieg eröffneten. Welche langen Kämpfe zufolge des spanischen Erbfolgekriegs gegen Frankreich sowohl unter Wilhelm III. wie Königin Anna, ferner unter Georg I. und II. von Seiten der opferwilligen Colonien geführt worden waren, ist bekannt, ebenso wie schnöde dies von England schließlich unter Georg III. vergolten worden. Die Colonien hatten zu den Waffen gegen das Mutterland gegriffen und der erste großartige Aufstand für die demokratisch-republikanischen Prinzipien des vorigen Jahr-

hunderts wurde nunmehr ausgekämpft. — Vermöge einer also schon sehr alten praktischen Handhabung machten sich diese demokratisch-republikanischen Prinzipien in Amerika wesentlich **anders**, als es die ideal-naiven Dogmen voraussetzen ließen, welche von den Encyklopädisten in Europa in Umlauf gesetzt worden waren und welche Frankreich jetzt in allen Tiefen bewegten. Frankreich war ein altes, geistig, sinnlich, wie sittlich überreiztes Land, dessen soziale Gliederung sich im Zusammenbruche befand, das deshalb also auf die Urzustände einer in Unwissenheit glücklicheren Menschheit mit allem Raffinement seiner überfeinerten Kultur zurückverfiel. — Amerika war hingegen ein sehr junges Land. In der ursprünglichen Majestät seiner von Menschenhand kaum fühlbar berührten Natur mußten sich dessen Bewohner überhaupt erst von kleinen Colonien zu Landschaften (counties), dann zu Staaten und schließlich zu einer Union dieser Staaten zusammenschließen. Selbst höchst einfach, oft roh, mit den ersten Lebensbedingungen in einer Wildniß kämpfend, errangen sie nur durch harte Arbeit annähernd das soziale und politische Dasein, welches die Völker des Continents nicht blos seit Jahrhunderten besaßen, sondern in welchen

sich besonders die Franzosen bis zum Selbstüberdruß abgebraucht hatten! Die Freiheit und Gleichheit, welche in Paris die Köpfe verrückte, glich der zu späten Liebe einer schönen und verblühten Dame, durch welche sie die Naivetät ihrer besseren Jugend zurückzuerobern hofft, und welche diese Liebe nun zur Megäre macht. Die Colonien besaßen jene Freiheit und Gleichheit der Naturmenschen längst schon, sie waren nur bestrebt, durch dieselbe zu staatlicher Einheit und sozialer Ordnung zu gelangen. Das Gemeingefühl in Amerika hatte somit eine ganz entgegengesetzte Physiognomie, als der Enthusiasmus Frankreichs für seine volks=beglückenden Umwälzungstheorien, durch welche sie komischer Weise in Amerika ihre eigene Philosophie verwirklicht glaubte. — Wer die Kette der eben skizzirten Wandlungen der Colonien überblickt, dem bietet die Volks= und Racenmischung, — wie die Erhebung des Jahres 1775 in Amerika sie bereits vorfand, — ein eigenthümliches Bild und demjenigen etwa entfernt ähnlich, welches Roms erstes Wachsthum aufweist. In Canada, im höchsten Norden, herrschte der französisch=katholische Volksstamm vor, in New=Hampshire, Massachusetts, Connecticut das puritanisch=republikanische Eng=

länderthum. In letzteren drei Staaten lebten überdem Engländer, Iren und Schotten seit Alters gemischt. Der Unabhängigkeitssinn war ihnen theils in der Wildniß, theils durch den Küstenhandel zur anderen Natur geworden. Im Staate New-York herrschte hingegen die niederländisch-holländische Volksrace mit ihrem betriebsamen Fleiße, zwischen Delaware und Hudson (New-Jersey) aber der schwedische Volkstypus. Obwohl von den Engländern nunmehr beherrscht, hielten dennoch beide ihren Grundbesitz wie ihre Eigenart lange genug fest und nur langsam verwischten sich unter ihnen die alten nationalen Spuren. Pennsylvanien mit seiner frommen, sehr handelsklugen, mild demokratischen Bevölkerung schloß endlich die nördliche Region ab. — Virginien, Nord- wie Süd-Carolina dagegen besaßen nicht blos eine theils aus spanisch-französischen, hauptsächlich britisch-katholischen Elementen zusammen gewürfelte Bevölkerung, sie war auch eine ursprünglich royalistische, dem Mutterlande viel ergebenere. Hier lebten die meisten der während der verschiedenen kontinentalen Umwälzungen Europas von dort ausgewanderten adligen Familien, hier waren die größten Massen Negersklaven eingeführt, um die

Zuckerrohr-, Baumwoll- und Tabak-Plantagen dieser heißen Himmelsstriche zu bebauen. Die Nordstaaten fanden die Summe ihrer Freiheit in der reinen, demokratischen Republik, die Südstaaten fanden sie in einer oligarchisch-aristokratischen. Norden wie Süden waren somit gleich weit von jenen idealistischen Dogmen entfernt, von welchen man in Europa rousseauisch faselte. Den Amerikanern lag der Begriff ihrer Freiheit und Gleichheit vielmehr in der Integrität ihres Individuums, nicht in einem abstrakten Humanitäts-Ideale. Die ihnen aufgezwungene Nothwendigkeit, diese ihre gemeinsame Individualität vertheidigen zu müssen, zu der sie sich zwei Jahrhunderte lang praktisch genug entwickelt hatten, ließ sie allein jetzt zu einem kämpfenden Volke verschmelzen! Alle Religionen, alle politischen, sozialen wie nationalen Gegensätze herrschten in Amerika willkürlich, wie sie sich gebildet hatten, durcheinander. Das war die dortige Freiheit und Gleichheit! Der Egoismus, ihre Individualität, so wie sie eben war, vor dem gemeinsamen Tyrannen zu schützen, machte die Staaten einig und ließ sie ihre großen inneren Gegensätze vergessen. In diesem Kampfe gab es vorläufig darum

nur zwei Hauptparteien, die Yankees, oder die amerikanische Freiheitspartei, und die Yengeeses, oder die feindlichen Engländer und was im Süden royalistisch noch etwa zu ihnen hielt. Die in der amerikanischen Bevölkerung vorhandenen Gegensätze waren damals zudem noch lange nicht so schroff ausgebildet, als der gemeinsame Haß gegen England. — Die Küstenränder, die Ufer der großen, südöstlich vom Gebirge herabströmenden Flüsse, waren so ziemlich zwar colonisirt, zwischen diesen ungeheuren Stromgebieten dehnte sich aber der Urwald, von wilden, mit sich selbst oder den Weißen kämpfenden Indianerhorden bevölkert, und so fand eben der natürliche Egoismus der Ansiedler weit mehr Ursache zu einer gegenseitigen Unterstützung, hatte dagegen aber nur wenig Gelegenheit, in seinen verschiedenen Interessen sich zu kreuzen. Die Concurrenz fehlte noch, die Amme civilisirter Selbstsucht! Während man in Frankreich den amerikanischen Freiheitskampf und die Republik zum abstrakten Ideale erhob, war den Amerikanern Beides nichts Anderes als das Mittel zur Realisirung ihres materiellen Wohlergehens und ihrer freien Individualität. Alle guten, großartigen, wie alle schlechten und gemeinen Eigenschaften der

Yankee-Natur flossen schon damals wie heute aus diesen beiden Eigenschaften. Ohne jene Reihe großer Männer, welche die Vorsehung ihnen gegeben hatte, welche die höchste Tugend der Selbstsuchtslosigkeit und unbedingtesten Drangabe an das öffentliche Wohl mit dem gewaltigen Gedanken der Schöpfung einer großen republikanischen Staatseinheit in sich vereinten, wären die Colonisten niemals unumschränkte Herren des eigenen Bodens, wären nie die stolzen Bürger geworden, welche als einzige Symbole der Autorität, das Firmament und das Meer, die Sterne und Streifen im Banner führten. —

— — — — — — — — — — —

Am 30. November desselben Jahres, in welchem unsere letzten Begebenheiten zu Paris gespielt hatten, passirte ein Schiff am Spätnachmittage eben den 43. Grad nördlicher Breite und den 51. Grad westlicher Länge. Schon am frühen Morgen hatte es die Südspitze der Halbinsel von New-Schottland oder Arcadien, das Cap de Sable und die Inselgruppe der „Meerwölfe" (loups-marins) hinter sich und befand sich bereits im Weichbilde der Küste von New-Hampshire, deren grüne Uferstreifen ihm erst fern vor dem Bugspriet, dann

während des Tages deutlicher an der Steuerbordseite aus den rollenden Wogen der Atlantis hervortauchten.

Das Fahrzeug führte an Topp und Gaffel die spanische Flagge. Es hatte zwölf sechsundzwanzigpfündige Kanonen in seinen Batterien, ein sogenannter Jäger (ein langes Deckgeschütz) sah drohend über das Vorderkastell und scharf blähte der nordwestliche Küstenwind seine Segel und warf es gegen die schäumenden Wasserkämme, deren größere Kürze und Heftigkeit bereits die Nähe des Landes verriethen. So stattlich das Schiff nun auch seinem Port zusteuerte, erfahrene Seemannsaugen würden doch bald erspäht haben, daß bei ihm nicht Alles in Ordnung sei. Man hätte bei so starkem Wind gewiß mehr Segel beisetzen können, anstatt am Hauptmast allein das große Mars-Segel zu benutzen, Bram- wie Toppsegel aber, ja das Bugspriet selbst außer Gebrauch zu lassen. Dies ließ sich nur rechtfertigen, falls es an Bord an Händen fehlte, die Takelage zu bedienen. — Die Besorgniß, daß dem Schiffe Außergewöhnliches zugestoßen sei, würde sich für Diejenigen aber zur Gewißheit gesteigert haben, welche in dem Augenblicke, wo das grünende Festland schon winkte, das Fahrzeug betreten hätten. Das Gallion oder der Schnabel war rauchgeschwärzt

und stark verbrannt, das Bugspriet nur unvollkommen durch Stangen ersetzt worden. Große Lachen geronnenen Blutes zeigten sich auf dem Deck und die Spuren eines wilden Kampfes, welcher vor sehr kurzer Zeit erst hier stattgefunden haben mußte. — Das Schiff war derselbe l'Heureux, der „Glückliche," welcher — ominös genug, in Marseille „le Flammand," — der „Flammende," umgetauft worden war. Er hatte zwei scharfe Stürme, einen im Mittelmeer und einen an der nördlichen Küste von Neu-Schottland, und drei Schiffsbrände glücklich genug überstanden. Das Entsetzen der Reisenden war bei letzteren um so größer gewesen, als sie bedeutende Kriegsvorräthe, 1700 Centner Pulver, 22 Tonnen Schwefel, 52 metallene Kanonen, 19 Mörser, 1500 Musketen, 2500 Bomben und eine Menge Flinten, Karabiner und Pistolen für Beaumarchais' Rechnung an Bord hatten. Diese Brände, bei denen der bedeutendste Theil der Schiffsmannschaft sich verdächtig genug erwiesen hatte, ließen dem Capitain Landoi, Steuben und dessen Begleitern, wie den wenigen Ehrlichen der Besatzung eine andere Katastrophe noch voraussetzen. Ein Theil der zusammengepreßten Matrosen, ihrer tristen Lage, der Vorräthe des Schiffes ebenso wie der Kriegslage sich

bewußt, welche die Piraterei nur zu sehr begünstigte, hatten den Plan gefaßt, durch leichte Brände den Capitain erst zu schrecken und durch Wachsamkeit und immerwährende Angst zu ermüden, um in einer plötzlichen Meuterei sich des Schiffes dann leicht zu bemächtigen, die schwarze Flagge aufzuziehen und ein „freies Geschäft“ auf eigene Hand zu etabliren. Diese Meuterei war fast Angesichts der Küste von Neu-Schottland vor kaum zwei Tagen ausgebrochen und vierzehn Passagiere, unseren Helden und seine Begleiter mit einbegriffen, waren nebst dem Capitain und wenigen Getreuen gezwungen worden, mit den ganzen vierundachtzig Meuterern einen verzweifelten Kampf zu bestehen. Landoi's und de Francy's vorbauende Klugheit, Steubens und seiner Kameraden kaltblütiges Handeln im Augenblick des Losbruchs, besonders aber, daß es gelungen war, die beiden Rädelsführer sofort niederzuschießen und der Nächstbetheiligten sich zu versichern, hatten den sicheren Untergang der Reisenden abgewendet. Wie es an Bord stand, beweist, daß Capitain Landoi an Stelle des ersten Steuermanns den Platz am Rade und Kompaßhäuschen hatte, Steuben unter dessen Beirath das Schiff kommandirte und seine Offiziere diejenigen Leute, denen bei guter

fernerer Pflichterfüllung Nachsicht versprochen worden war, mit Pistol und Degen unter der Fuchtel hielten und sie aus dem Dienst bei Tag und Nacht nicht mehr heraus kommen ließen. Zwölfe der Meuterer waren todt und bereits über Bord geworfen, Dreißig, meist verwundet, lagen unten im Schiffsraum in den Eisen, die Uebrigen waren nun zahm und wurden mit jeder Stunde, welche den Raum zwischen Schiff und Land verengte, demüthiger. — Ein unheimlicher Geist schwebte dennoch über der Fregatte, die unter kurzen Wogenstößen erzitterte. Steuben, mit dem Glase in der Hand, stand auf dem Hinterkastell, oberhalb der Steuerbordtreppe, das Ohr lauschend nach Landoi, den Blick aber zum Lande gerichtet, das hüpfend und zitternd rechts von fern vorüberzog.

„General," sagte Landoi halblaut, „das Cap südlich da ist Casko, links davon ist eine schlimme Bank. Zwischen Beiden hindurch aber kommen wir in die Bai von Portsmouth. Einfahren in sie können wir heute nicht mehr, sowohl wegen des Zustandes an Bord, wie weil es zu spät wird. — Wenn wir Casko gegenüber sind, wende ich westwärts, der Nordwest wird dann ein steifer Nord, ein Seitenwind sein. Lassen Sie unter

Romanai's und Duponceau's Aufsicht dann sofort die Segel schräg südwestlich stellen und Alle anpacken, damit das große Focksegel endlich aufkommt und Wind faßt, bis wir durch sind! Vor allen Dingen lassen Sie Mac Oddon, den Unterschiffer, am Backbord vom Vorderkastell aus die Tiefe messen, damit wir nicht auf die Bank gerathen. L'Enfant mag ihn mit dem Pistol in Ordnung halten, Espiniers aber soll laut die Zahl angeben. Der Augenblick der Durchfahrt wird für die Schurken der günstigste sein, falls sie noch einmal den Tanz von vorgestern wiederholen wollen. Seien Sie daher energisch und vergessen Sie nicht, daß ich Ihnen jetzt nicht helfen kann. Ich darf vom Rade nun nicht los, sonst giebt es ein Unglück!"

„Genug gesagt, ich treffe alle Anstalten!" Damit winkte Steuben seinem Dolmetscher Duponceau und schritt, von demselben gefolgt, die Steuerbordstreppe hinab. — Eben hatte er Romanai, Duponceau und de l'Enfant zu sich gerufen und sie betreffs der beabsichtigten veränderten Bewegung instruirt, als im Zwischendeck ein Krachen erfolgte. Alles war starr und stumm! — Die Matrosen, bisher im Oberdeck auf Kollis und Lafetten hockend und düster brütend, sprangen

bleich auf, blieben aber zögernd stehen. Aus der Zwischendeckluke hob sich jetzt Carl Vogels wildes Gesicht. Er sprang auf's Deck, das noch rauchende Pistol in der Hand.

„Young-Inglish, der Hochbootsmann, hat die Handeisen abgestreift und ich ertappte ihn, als er sich schon an den Fußschellen zu schaffen machte. Wie Ihr Befehl lautet, General, schoß ich ihn nieder!"

„Du hast Deine Pflicht gethan, Vogel. — Theilen Sie den englischen Matrosen in Ihrer Sprache den Vorfall mit, Mr. Duponceau, dann rufen Sie Whyters und übersetzen Sie ihm meinen Befehl, wie das, was ich sonst zu den Leuten reden werde, es gilt jetzt Alles!" — —

„Whyters!" — Der Matrose trat salutirend vor. —

„Ich halte Euch für 'nen ehrlichen und frommen Mann. Geht mit Vogel hinab, Whyters, und bringt den unseligen Mann herauf!" — —

Steuben fühlte, wie gefahrvoll dieser blutige Zwischenfall war, aber er hatte das Aeußerste beschlossen. Einen Blick auf Landoi werfend, trat er zum Hauptmast, das Auge bald auf die Luke, bald auf Cap Casko richtend, welches sich langsam westwärts schob und

sammt dem Ufer näher rückte. Whyters und Vogel brachten Young-Inglish herauf. Durch den Kopf geschossen, war er bereits entseelt. Man legte ihn vor Steuben nieder. Er war vor der Meuterei einer der Beliebtesten an Bord gewesen!

„Hauptmann de Romanai und Monsieur de Pontière, begeben Sie sich zum Capitain an's Rad, falls er Weisungen zu ertheilen hat. — Alle Mann auf Deck! Achtung! Stillgestanden! Mütze ab!" —

Die Matrosen standen entblößten Hauptes um Steuben und die Leiche.

„Der Unglückliche vor Euch wußte nicht, was er that, als er sich gewaltsam befreien wollte, um zu seiner Schuld eine neue zu häufen! Ich habe Inglish sehr gern gehabt und hatte vor, ihm völlig zu verzeihen, sobald Portsmouth in Sicht sei, so wie ich Eurer Verirrung ferner nicht mehr gedenken will. Ihr seht, wie er sich wahnsinnig selbst alle Hoffnung abschnitt! Gott sei Richter zwischen mir und ihm! Wollt Ihr bei dieser armen Leiche mir schwören, daß Ihr willig und treu das Ende der Fahrt mit uns aushalten wollt? Wollt Ihr mit mir schwören, dies hier solle das letzte Blut sein, was auf diesem Schiffe fließt?!"

„Ja!“ zitterte es von den Lippen.

„So lege ich meine Hand auf Young-Inglish's Leiche,“ Steuben kniete nieder, „daß mit meinem Willen kein Blut mehr zwischen uns fließen soll und daß Jeder, der seine Hand im gleichen Schwur auf diesen stillen Mann legt, als ein freier Amerikaner das Festland betreten soll!“ Er erhob sich. „Thue Jeder seinen Schwur!“

Alle drängten sich heran. Mac Oddon aber trat gebeugt zu Steuben. „General, wenn Ihr's wirklich so gut mit uns vorhabt und den Inglish nicht an den Strang habt liefern wollen, gebt für ihn Eines der anderen, unten schmachtenden Leben los! Den jungen Fergus, meiner Schwester Sohn! Sie — die Todten hatten ihn nicht blos wild, sondern auch trunken gemacht. So verging er sich und ich half ihm blos, um das Schicksal von meiner Schwester einzigem Blute zu theilen!“

Die Matrosen standen still und hörten.

„Mac Oddon, ich weiß wohl, daß Ihr englischen Matrosen von französischen Kapern aufgebracht und zu dieser Fahrt gezwungen worden seid, das entschuldigt auch allein Eure Verirrung! Man hat Euch nicht nach dem Recht behandelt und ich danke Gott, daß ich an

Eurem Mißgeschick keinen Theil habe. Deshalb, Oddon, und weil mir das Geschehene Leid ist, gebe ich nicht blos Fergus, sondern jeden englischen Matrosen, der unten in Eisen liegt so frei, wie Euch! Aber meine Pflicht und was Recht ist, thue ich auch! Jeder Franzose und Amerikaner dort unten, hängt, denn diese Leute haben ihres eigenen Landes Schiff, sie haben Frankreich wie Amerika verrathen! Seid Ihr's zufrieden?"

„Hurrah!" — Freude verklärte alle Gesichter.

„So thut den Schwur, dann an die Arbeit! Wenn Ihr macht, daß wir beim Sonnensinken die Portsmouth-Bai in Sicht haben, dann sollt Ihr sie heraufholen, ihnen die Eisen lösen und sie pflegen. Sie sollen mit Euch morgen zu Lande gehen, wohin sie wollen!"

Das Gelöbniß erfolgte jetzt rasch und aufrichtig. Die Mannschaften gingen sichtlich beruhigt zu ihren Dienstplätzen. Steuben eilte auf das Hinterkastell zu Romanai, Pontière und Landoi.

„Die höchste Zeit ist's," sagte der Capitain halblaut. „Cap Casko, wie Sie sehen, liegt dicht genug vor uns. In zehn Minuten muß ich wenden!"

„Hinab denn, Romanai! Ein langer Pfiff gilt dem Epiniers, l'Enfant und Oddon. Lassen Sie

l'Enfant das Pistol aber jetzt wegstecken. Der kurze Doppelpfiff ist für Sie und Duponceau wegen der Takelage. Wir wollen thun, als vertrauten wir unbedingt den Leuten. Ich denke, wir können's!"

Romanai verfügte sich auf seinen Posten, l'Enfant informirend. Cap Casko hatte sich rechts geschoben.

„Jetzt, General!" sagte Landoi.

Steuben ließ die Schiffspfeife in langgezogenem Gellen ertönen, Oddon eilte zum Backbord und warf das Loth aus.

„25!" meldete Epiniers.

Landoi wendete. — „Nun an die Segel!"

Steuben ließ das zweite Signal ertönen und eilte nach dem Vorderkastell. „Rasch, Jungens, die Sonne sinkt! Wer frei sein will und bald ruhen, der habe jetzt vier Hände!"

Ein Ahoi und Hurrah antwortete ihm. In wenigen Minuten stand die volle Takelage außer den Sprietsegeln schräg gegen den Nordwind, Cap Casko schob sich seitlich mächtig heran.

„20, — 14, — 4, — 8, — 9, — 17, — 30!" meldete Epiniers; das Vorgebirge lag bereits dem Schiff im Spiegel.

„Gott sei Dank, — wir sind hindurch!“ athmete Landoi auf. „Bald kann ich südlich der Küste entlang gehen. — Lassen Sie dann die Segel gerade stellen, wir nützen so den vollen Nord. In einer Stunde ist's dunkel, wir werden aber den Leuchtthurm von Portsmouth vor uns haben und werfen endlich den ersten gesegneten Anker. Am Morgen kann dann Alles manierlich gemacht werden, ehe wir einfahren!“

„Schon Recht. Eine Nacht Schlaf wird Allen außer mir gewiß willkommen sein.“

„Sie schlafen nach diesen Höllentagen nicht?!“

„Ich nehme die Schiffswache abwechselnd mit meinen Offizieren gemeinsam!“ —

Landoi schwieg, seine Aufmerksamkeit ganz der Leitung des Steuers widmend.

„36!“ klang jetzt die Meldung. —

„Vortrefflich! Wir haben starkes Tiefwasser! Die Segel jetzt, General, die Schiffslaterne, wenn's dämmert, dann Anker los, sobald Sie das Leuchtfeuer sehen. Darauf disponiren Sie über die Leute ganz nach Gutdünken; meine Knochen fallen mir förmlich ab.“

„Das glaub' ich! Sie haben wohl nie 'ne große Schlacht nach 'nem vollen Wochenmarsche mitgemacht?

Haha!“ Damit begab sich Steuben auf die Schanze, befahl durch Duponceau die Segel steif auf das Bugspriet zu richten und der Flammand, einen Bogen beschreibend, lief jetzt unter vollem Winde hin. Es war den Matrosen nunmehr so sehr um rasche Ankunft zu thun, daß sie sogar noch zwei Bugsprietsegel befestigten und seitlich stellten, um, wie sie sagten: „jeden Mund voll Wind abzufangen.“ Noch war die Dämmerung nicht ganz eingetreten, als vor ihnen am Lande tief in einer Bucht ein Feuer erglühte. „Der Thurm von Portsmouth!“ riefen die Leute. Landoi drehte bei. —

„Refft die Segel! — Geht vor Anker! — Die Laternen auf!“ kommandirte Steuben. „Dann bringt Eure freigegebenen englischen Kameraden auf's Deck! Ist das geschehen, so wird gegessen und Alles geht zur Ruhe! Morgen ist ein neuer Tag und neue Menschen sollt Ihr sein!“

„Hollihoi! Es lebe der General!“ — Die Anker fielen. Die gefangenen englischen Matrosen wurden heraufgebracht und für begnadigt erklärt. — Als die Sonne hinter dem Ufer des Festlandes versank, ward Young-Inglish auf einem Brett, die Kanonenkugel am Fußende, unter dumpfem Trommelschlag in's nasse

Grab versenkt. Der Schiffsarzt verband die Verwundeten, die Rationen wurden vertheilt, eine Stunde später schlief Alles. — — —

Steuben hatte die Wachen für die Nacht bereits eingetheilt, die Thür zu den Gefangenen war durch schwere Kollis verrammelt worden; Vogel mit zwei sicheren Leuten hielt dort Wache. Uebrigens war nun Nichts mehr zu besorgen. Die Mannschaften waren zu ihrer Pflicht nicht nur zurückgekehrt, sondern voll Vertrauen zu Steuben; überdem wußten sie eben so gut wie er, daß etliche Nothschüsse genügt hätten, ihnen nunmehr binnen zwei oder drei Stunden die Unionssoldaten von Portsmouth auf den Hals zu ziehen und daß dann das Verfahren höchst summarisch ausfiel. Obwohl der Abend des letzten Novembers, war doch in jenen Breiten, zumal der ganze Herbst höchst drückend gewesen war, die Temperatur noch nicht kalt. Erst tiefer im Lande nach den Gebirgen hin, begann der Winter bereits scharf einzutreten. Die Mehrzahl der Leute zog deshalb vor, lieber die Nacht auf dem Oberdeck zu bleiben, als in den dumpfen Kojen. — — Steuben umwanderte langsam die Borde des Schiffes, Romanai an seiner Seite, der die erste Wache mit ihm theilte. —

Die Nacht hatte etwas feenhaft Magisches. Rückwärts das ewige Meer, vor ihnen als breiter, schwarzer, unregelmäßiger Streif lag die Küste mit der Bucht, welche tief einschnitt und deren Perspektive das Leuchtfeuer bildete, einem braunrothen Sterne gleich, der in der Fluth sich spiegelte. Das gelbe Licht der Schiffslaterne schien mehr zu blenden, als zu leuchten, denn die weiße volle Mondscheibe am dunklen Himmel streute ihr silbernes Licht hell auf das Deck, auf die Schläfer rings, wie die flimmernden Wogen aus. Sie beleuchtete auch das verwetterte, aber zufrieden lächelnde Gesicht Mac Oddons, des Unterschiffers, auf dessen breiter Brust das blasse Haupt des Sohns seiner Schwester, Fergus, ruhte, dem der linke Arm verbunden war.

„Es wird doch kälter werden, lieber Romanai," sagte Steuben, „als dem armen Jungen da gut ist. Ich will die Erschöpften nicht wecken und in die Koje schicken, holen Sie also meinen Mantel, wir wollen den Knaben zudecken."

Romanai eilte zu der Kajüte im Spiegel, indeß Steuben in's Brüten versank. — Dort vor ihm lag Amerika, sein neues Heimathland, der Boden seiner künftigen Thaten, welcher ihm Ruhm, Anerkennung,

Selbstbefriedigung — oder den Tod bringen sollte. Mochte das eine oder andere Loos ihm nun beschieden sein, das beste von ihnen Allen, Selbstbefriedigung, die süße Herzensruhe, welche allein beglückt, errang er ja doch nie. Sie war ihm mit dem Tage untergegangen, wo seine Sophie verschieden war. Kämpfen, bluten, nützlich werden, mochte er wohl, — lieben, — das sagte ihm eine innere Stimme, konnte er nicht mehr. — Er zog das Bild der Vollendeten aus der Brusttasche und als der keusche Mondstrahl auf diese holden Züge fiel, stieg es heiß in seinem Herzen auf und eine brennende Thräne rollte ihm nieder. Rasch küßte er das Abbild der Geliebten und barg es auf seiner Brust, vernahm er doch Romanai's Schritte. Derselbe trat mit dem Mantel zu ihm. Beide schlichen die Lauftreppe hinab zum Oberdeck und hüllten den Schiffsjungen ein. Es konnte dennoch so behutsam nicht geschehen, daß Mac Oddon nicht erwacht wäre!

Er hob erschrocken den Kopf und starrte beide Offiziere an.

„Dem Jungen wird die Nachtluft schaden, Mac, zumal er das Wundfieber noch nicht ganz los ist!" sagte Steuben in sehr gebrochenem Englisch.

„Vergelte es Ihnen Gott, Sir, ich — ich werde das Ihnen nie vergessen!! — Und wenn Sie, General, — wenn Sie 'nen treuen Kerl etwa zum Diener, oder zum Soldaten noch brauchen können, nehmen Sie mich mit. Der Junge wird wohl auch noch zu was taugen, wenn's auch nur zum Tambour wäre!" —

Steuben reichte dem Unterschiffer die Hand. „Ich werde es bis Morgen überlegen, Mac. Schlaft jetzt, Ihr habt's nöthig!" — Mac Oddon küßte bewegt Steubens Hand und befolgte willig seine Mahnung.

„Sie haben Lust, General, diesen Wunsch zu erfüllen?" sagte Romanai im Weiterschreiten.

„Halb und halb, Freund. Mac weiß mit Allem Bescheid, was auf's Wasser Bezug hat, wir werden aber in diesem Lande mit manchem breiten Strome zu thun bekommen. Ich meine, 's ist dann gut, 'nen sicheren Mann bei der Truppe zu haben, der mit Ruder und Segel, Wind und Strömung Bescheid weiß." —

Sie schritten eine Weile neben einander hin, in den Herzen der alten Kameraden lebten vergangene Zeiten auf.

„Da wären wir denn nach scheußlichen fünfundsechszig Tagen an Ort und Stelle," begann Romanai,

„und noch leidlich genug weggekommen. — Große, frohe, wie ernste Erinnerungen tragen wir in dies Land mit uns herüber!“

„Sie leihen meinen eigenen Gedanken Worte, lieber Capitain. Die frohen Erinnerungen, welche wir stolz sein dürfen vor Jedermann zu bekennen, lassen Sie diese uns mitnehmen und hegen, die traurigen lassen Sie uns hier aber in die Fluth senken! Wir wollen wenigstens nie mehr über sie sprechen! — Sie pflegten sonst mitunter unserer petersburger Affairen voll Genugthuung zu erwähnen, Romanai, — thun Sie es nicht mehr! Mir machen diese Affairen nur Schmerz, denn sie verleiteten mich eben zu jenem eitlen Irrthume, der — im dusteren Keller so traurig endete! — Ich sprach nie mit Ihnen über das Duell und seinen Anlaß, obwohl Sie und l'Enfant gewiß das nächste Recht auf mein Vertrauen hätten. Ihnen aber genüge, daß ich an diesem Tage das einzige Liebesglück, was mir Gott beschied, selbstmörderisch zerstörte!“ —

„Mit diesem Tage hängt somit Alles zusammen, was sich mit Ihnen bis zu der Stunde zutrug, wo wir uns in Paris wiedersahen?“

„Alles!!“

„Dann lassen Sie uns an Nichts weiter uns erinnern, als daß wir nur noch Amerikaner sind. Auch mir hat trostlose Liebe die Heimath öde gemacht.“

„Ihnen? — Wie so, wenn ich das fragen darf.“ —

„Ich hatte eine Braut, die Tochter meines Obersten. Ein reicher Graf, — Namen sind ja gleichgültig, — stach mich kurz vor der Hochzeit noch bei der Coquette aus!“

„Das schmerzt gewiß, Romanai. Aber den Trost wenigstens können Sie haben, daß Sie an einer so windigen Liebe Nichts verloren, als vielleicht ein recht tristes Eheleben. Mit meiner Liebe verlor ich aber alle Liebeslust! — Pah, lassen Sie uns nur alte, lustige Junggesellen bleiben und Friedrichs wackere Soldaten! — Ihre Wache ist um, schicken Sie mir mit l'Enfant den Madeira heraus, er ist gut für die Nachtluft und die larmoyanten Gedanken.“

„Sie schlafen also wirklich nicht?“

„Nein. Diese eine Mondnacht noch will ich von Europa träumen, morgen werden Sie keine anderen als Yankee-Gefühle an mir erleben! Gute Nacht!“

— — — — — — — — — — —

Es war halb sechs, wie der neue Tag dämmernd heraufzog. Rosige Wolken zogen über den Ocean her und brachten von Europa die letzten Grüße. Rosiges Glühen erfüllte des Meeres fernen Rand und hüpfte leise tanzend heran, mit seinem Inkarnate den Schaum der Wellen färbend, indeß noch über dem Schiffe selbst die graue Dämmerung lag und dichte Nebel das träumende Land verhüllten. — Steuben hatte kein Auge zugethan. Diese Nacht war seiner Vergangenheit Abschluß gewesen und als er jetzt die Schiffspfeife ansetzte und sie schrill ertönen ließ, war er ein Anderer. —

Die Schläfer rings rissen sich empor, Capitain Landoi erschien bei Steuben mit Duponceau auf der Schanze.

„Lassen Sie die letzte Ration vertheilen, Capitain," sagte Steuben, „indeß ich dem Flammand ein besseres Aussehen gebe. Man soll nicht sagen, daß wir so bettelhaft unser Ziel erreicht haben."

Landoi nickte und eilte mit zwei Matrosen in den Proviantraum.

„Matrosen," redete Steuben durch den Dolmetscher die Leute an, „ich denke, Ihr seid der Meinung mit mir, daß wir anständig einsegeln müssen und man nicht

auf den ersten Blick zu sehen braucht, was Trauriges unter uns geschah! Macht das Deck klar zur Parade, wascht Blut und Schmutz weg, wie aus Eurer eigenen Brust Jammer und Verblendung! Dann frühstückt, und legt Paradeanzug an, daß die Sonne freundlich in freundliche Gesichter schaue. In zwei Stunden müssen wir die Anker lichten, gegen Mittag aber in Portsmouth sein."

Frohes Ahoi antwortete ihm. — Als die Sonne des 1. Decembers die letzten Nebel verscheuchte und Meer wie Land goldig übergoß, stand die Mannschaft in Parade an den Laufplanken, Landoi saß vor dem Rade. Aus der Kajüte aber trat Steuben, wie ihn, außer seinen beiden Freunden de Romanai und l'Enfant, noch Keiner bisher gesehen hatte, nämlich in der Uniform eines königlich preußischen Flügeladjutanten mit Schärpe, Degen und Federhut; sein pralles Bein umschloß die enge lederne Reithose und der bespornte Reiterstiefel. — Aehnlich erschienen Romanai und l'Enfant, die französische Begleitung des Generals aber in der Uniform ihres Landes. Wie der Tambour anschlug und die Leute salutirten, sah man unter ihnen manches erstaunte Gesicht, das mit Wohlgefallen auf dem atlethischen Baron ruhte.

Derselbe hielt einen Säbel und zwei Pistolen in den Händen.

„Guten Morgen, Kinder!“ er lüftete den Hut.

„Guten Morgen, General!“ tönte es zurück.

„Mac Oddon vor!“

Der Gerufene trat vor die Linie.

„Ihr habt diese Nacht gewünscht, unter mir zu Lande zu dienen. Seid Ihr das noch Willens?“

„Ja, wenn mein Neffe Fergus nur auch mit darf.“

„Der Junge soll mit und wird einstweilen meine Offiziere bedienen, bis er enrollirt werden kann. Da ich in Eurer Bitte eine Anhänglichkeit an meine Person sehe, so ernenne ich Euch zum Unteroffizier und Schiffsmeister während der Campagne; hier sind Eure Waffen. Das Patent erhaltet Ihr, wenn ich das meine habe! — Genug, dankt mir mit Gehorsam! — Achtung! Anker auf und unter Segel!“ — Steuben trat mit Duponceau zu Landoi an das Rad.

Langsam stiegen die Anker in die Höhe, die Segel blähten sich. Der Flammand wendete, der Morgenwind faßte das Linnen, zweimal krachte ein Signalschuß über die Fluth und man zog zu Lande. — Auf halbem Wege vor der Mündung der Bai, kam ihnen der

amerikanische Hafenkutter entgegen und brachte den Lootsen. Bald zog das volle Bild der Küste von New-Hampshire mit der Bai, den grünen Wäldern, der Stadt im Grunde des Hafens, der Bastion bei der Einfahrt, von welcher das Sternenbanner wehte, vorbei. Als sie Letzterem nahten, zog der Flammand die amerikanische Flagge auf, unter ihr das Lilienbanner und alle seine Kanonen wurden mit Hurrah zum Gruße für Amerika gelöst. Das Fort antwortete eben so höflich den Willkommen und kurz vor Tische lag die Fregatte ruhig im Hafen von Portsmouth. —

Der Kanonendonner hatte in lichten Schaaren die Einwohnerschaft von Portsmouth an den Hafen gelockt. Die Freude und das Staunen der Stadt, eine Kriegsfregatte zu sehen, welche nicht nur die amerikanische, sondern gar die französische Flagge führte, also über den Ocean her von dem Volke kam, auf dessen Waffenhülfe sie jetzt mehr denn je hofften, war eben so groß wie natürlich. Nicht nur, daß gewaltige englische Flotten die ganze Küste Amerikas unter Blokade hielten, zahlreiche Kaper mußten jenen muthigen Seefahrern auf hohem Meere aufgelauert haben, welche nur wie durch ein Wunder den sicheren Port erreicht haben konnten.

Mit Jubel begrüßten sie die Schaluppe, welche jetzt einen fremdländischen Officier landete, der sich Mr. Duponceau nannte und nach dem Gouverneur fragte. Sofort waren ein Dutzend Bürger bereit, ihn zu demselben zu führen, unter denen sich besonders Advokat Joel Himpson, Redacteur des Plymouth-Advertiser, auszeichnete und so das Glück hatte, sich über den Zweck der Ankunft, die Fata der Reise des französischen Schiffes, wie über die ausgezeichneten Passagiere desselben zu unterrichten. Denselben Abend noch brachte ein fliegendes Blatt „Himpsons" „die wunderbare Fahrt der Fregatte le Flammand und Ankunft des preußischen Generals Baron Stjubbin,*) Adjutanten und Stabsoffiziers des preußischen Heldenkönigs," in Jedermanns Hand; es eilte schon in der Nacht mit der Reit-Brief-Post nach Boston und zu allen nächsten amerikanischen Hauptstationsorten. — Gouverneur Langdon empfing Duponceau ausgezeichnet und nachdem er dessen Bericht unter vier Augen entgegengenommen, entließ er ihn mit der freudigen Versicherung, er werde in einer Stunde auf dem Flammand erscheinen und den ausgezeichneten Baron nebst Begleitern mit militairischen Ehren willkommen heißen.

*) Steuben, anglo-amerikanisch ausgesprochen. D. V.

Wirklich war das glückliche Eintreffen des Flammand, selbst die von ihm bestandenen Gefahren abgerechnet, einestheils nur dem Umstande zuzuschreiben gewesen, daß der schlaue, langbefahrene Capitain Landoi seinen Cours nicht direkt genommen, sondern auf der Mitte des Weges mittels eines ungeheuren Bogens es ermöglicht hatte, statt südwestlich, gerade entgegengesetzt, nämlich nordwestlich und Neu-Schottland vorbei, sein Ziel zu erreichen. Andererseits hatten sich sämmtliche englische Geschwader behufs großer Operationen südlich am Eingange des Hudson und Delaware vereinigt, dadurch war aber die Blokade der nördlichen Häfen unmöglich geworden, so daß der Flammand unbehelligt hatte einlaufen können. — Von Volksmassen umwogt, bestieg Langdon seine Staatsbarke, welche vier große Ruderböte, mit Miliz-Soldaten besetzt, begleiteten, andere Miliz-Compagnien bildeten am Ufer Spalier.

Steuben mit seinen Begleitern erwartete Langdon an der Falltreppe des Schiffes und als derselbe die erste Stufe betrat, salutirten ihn alle Kanonaden.

Auf dem Deck erscheinend, ward er von Duponceau den Ankommenden vorgestellt, darauf reichte Langdon Steuben herzlich die Hand.

„Seid, und mit Euch alle Freunde Amerikas, auf's Wärmste, Froheste begrüßt! In der That, der Himmel scheint uns zu segnen, da er uns im entscheidendsten Augenblicke des ganzen Krieges einen Mann von Eurer militärischen Erfahrung, General, den Schüler und Vertrauten des preußischen Siegeskönigs und so viele tapfere Männer aus Frankreich schickt, um mit uns als Bürger Amerikas dessen Unabhängigkeit zu erkämpfen! Ich bin von Eurem Secretair und Dolmetscher, Mr. Duponceau, über gewisse Ereignisse an Bord, von verblendeten Leuten begangen, unterrichtet worden und hätte also die Pflicht, streng nach dem Gesetz zu verfahren. Ich bitte Euch aber, General, mir in der Freude, Euch und Eure Begleiter unter uns fortan zu wissen, zu gestatten, daß ich Euch völlige Begnadigung Aller unter der Bedingung vorschlage, daß die gesammte Schiffsequipage für die Dauer des Krieges freiwillig in die Dienste der Republik tritt! Haben wir uns dessen versichert, dann ersuche ich sämmtliche Herren, mit Dienern und Gepäck dem General und mir an's Land zu folgen. Im Laufe des Nachmittags, Capitain Landoi, soll das Schiff entladen werden!"

„Ich bin mit diesem Vorschlage einverstanden, Herr

Gouverneur. Auf solche Bedingung hin, Duponceau, melden Sie den Gefangenen die Freiheit. Niemand, das will ich, soll als gefesselter Mann jenen unabhängigen Boden dort betreten!"

Es war leicht einzusehen, daß die armen Teufel im Zwischendeck, den Tod schon vor Augen sehend, mit wahrem Entzücken auf solches Begehren hin eine völlige Straflosigkeit vorzogen. Als Langdon mit Steuben, seinen Offizieren und der Dienerschaft, unter welcher sich Mac Oddon und Fergus jetzt befanden, das Schiff verließen, hallte ihnen lange noch der Jubel des Schiffsvolkes nach. Wie ein verstärktes Echo dagegen brauste ihnen der Willkommen des Volkes von Portsmouth entgegen und geleitete sie, nachdem der Mayor der Stadt die Fremden feierlich angeredet hatte, bis zum Hause des Gouverneurs, vor welchem andere Massen neugieriger, enthusiastisch erregter Menschen sich gelagert hatten. Man bereitete unaufgefordert den Fremden eine Ovation, welche durch ihre Unwillkürlichkeit grade die Stärke der Zuversicht bekundete, die man für den Sieg der Union und die Bedeutung der Ankommenden für die Entscheidung des Feldzuges hegte.

Siebentes Capitel.

Horatio Gates.

Ein festliches Mittagsmahl vereinte Langdon, dessen Gäste und die Honorationen der Hafenstadt. Staunend hörten die Amerikaner aus Steubens und seiner Genossen Munde die Erzählung ihrer gefährlichen und dennoch von Glück gekrönten Fahrt.

„Meine Freunde," sagte Langdon, „wir können uns wirklich Glück wünschen, daß Alles so zusammentrifft, um den glücklichen, baldigen Ausgang des Befreiungskrieges zu verbürgen. Ihr werdet noch nicht wissen, meine Herren," wendete er sich zu den fremden Offizieren, „daß der englische General Bourgoyne auf den Brämushöhen bei Saratoga am 13. October von unserem vortrefflichen Horace Gates geschlagen worden

ist und sich vier Tage später mit 3500 Mann seiner zusammengeschmolzenen Truppen ihm ergeben mußte! Erst gestern langte hier die glückliche Nachricht an!"

„Wissen Sie, Gouverneur, was dieselbe werth ist? Die offene Allianz Frankreichs mit Amerika!" rief de Francy, Beaumarchais' Neffe. „Ich zweifle keinen Augenblick, daß sobald die Kunde des Sieges von Saratoga in Paris und Versailles bekannt wird, Frankreich an England den Krieg erklärt!"

„Es lebe Frankreich!" riefen die Amerikaner.

„Es lebe das freie Amerika!" entgegneten toastirend die fremden Gäste.

„Amerika und Frankreich!" brauste es zu den Fenstern empor von den Lippen der jauchzenden Menge.

Während einige Zeit verging, ehe der Orkan des Enthusiasmus sich legte, hatte Steuben Zeit, nachzudenken. Unzweifelhaft war hier so eben ein Sieg erfochten worden, der schwer wog und er unterschätzte denselben nicht. Zweierlei aber fiel ihm auf. Erstlich mußten, — seiner militärischen Erfahrung nach, — verschiedene, nicht von General Gates allein abhängige Dinge hier zusammengetroffen sein, welche eine so schimpfliche Niederlage gut geschulter englischer Linien=

regimenter durch Volksmilizen möglich gemacht hatten. Ferner sah Steuben, daß das, was Graf Vergennes in Paris als „Humbug" bezeichnet hatte, in Amerika wirklich Styl zu sein schien und dieser blaue Dunst der Leute hier in der Manie zu bestehen schien, nicht seine eigenen Verdienste nur, sondern auch jeden Erfolg, jedes Ereigniß im öffentlichen Leben zu übertreiben, um einen höheren Credit durch denselben für sich selbst zu erlangen!! Alles um ihn sah, so zu sagen, wie ein berechneter Enthusiasmus aus, bei dem die eigene Selbstsucht sich stets am besten befand.

Als ein ruhiges Gespräch wieder möglich wurde, wandte sich Steuben an Gouverneur Langdon.

„Wo befindet sich denn General Washington nun, der dürfte doch solchem eklatanten Siege nicht allzu fern stehen?"

„Pah! George Wash?*) — Haha, dem geht's jetzt sehr washy!**) George Wash, den der König Cong**)

---

*) Abkürzung, als Spitzname „Sumpf" bedeutend.

**) washy heißt „wässerig." Das Ganze ist eine Probe, jener stehenden Yankee-Witze die man damals über seine eigenen größten Männer zu reißen liebte; König Cong ist zum Beispiel der Spitzname für Congreß.

Der Verfasser.

zum Dictator ernannt hat, sitzt mit seinen zerbleuten Leuten noch immer weit oben am Schuylkhill in irgend einem verschneeten Gebirgsthal. Er wird sich hüten, aus seinem Bau zu kriechen!"

„Das wundert mich, Gouverneur. Washington galt bisher sowohl hier wie in Europa für Euren besten General!"

„Gewesen, Baron, gewesen! Man gilt bei uns so lange für Etwas, als man es ist. Nach dem Siege zu Princeton ließ er sich am Brandywine-River den 11. September und am 4. October von demselben General Howe bei Germantown schlagen! Mit seinem zerfetzten Corps zog er sich darum in die Einöden zurück, wie er schon einmal in Whiteplains that, bevor er bei Trenton durchbrach. Es ist aus mit ihm! Gates ist fortan unser Mann, mein alter Freund Horace! Gates for ever!!"

„Dann müssen Sie noch sehr viele Generale zuzusetzen haben," lächelte sarkastisch Romanai, „wenn es mit Jedem gleich aus ist, wenn er etliche Male Unglück hat!"

„Bah, nicht bloß, daß er etliche Male Unglück hatte! Dieser Virginier hatte stets zu viel Glück!

Man wälzte auf seine Schultern Alles, Ehre und Macht, da brach er zusammen, weil er auf zu schwachen Beinen stand! — An Wem liegt's denn, daß der eine General geschlagen wird, indeß der Andere siegt? An unseren Milizen, sagen George Wash's gute Freunde! Narrheit! — Die Männer Amerikas sind überall aus demselben tapferen Stoffe, die dem Teufel in den Bart greifen. Wenn sie bei Saratoga siegen, zu Germantown und dem Brandywine aber geschlagen werden, so ist eben Gates der bessere Soldat und „the washy Wash" der schlechtere! Lernt nur unseren Gates kennen, 's ist ein Goldkerl, Baron. *) Ihr werdet ihn sehen, wenn Euch der Congreß ruft. Ich bin gut dafür, man macht

---

*) Der Gouverneur nennt Steuben hier Baron. Ebenso werden wir ihn später von allen Uebrigen schlechtweg genannt sehen. Obwohl die Amerikamer alle Titel verachteten und nur dem Präsidenten des Congresses, wie Washington als Dictator das Epitheton „Excellenz" zugestanden haben, machte man mit Steuben eine Ausnahme. Das lag nur daran, daß sein deutscher Name der Zunge der Amerikaner schwer fiel und sie es geläufiger fanden, ihn the bärönn, als Stjubbin zu nennen. Bei seiner nachmaligen Popularität, besonders unter den Soldaten, wurde „der Baron" für ihn schon darum die einzige Bezeichnung, weil im Heere zwar Lords, Marquis u. s. w., aber kein Baron außer Steuben diente. Der Verfasser.

ihn nächstens in York zum Obergeneral oder gar zum Dictator an des Virginiers Stelle; mir hat es Wer in's Ohr gesagt. Will Euch an ihn empfehlen, Baron, denn Ihr gerade seid der Rechte für ihn! Ich meine, Ihr reist so bald als möglich nach Boston, da Ihr doch Sam Adams wie Handcock sprechen müßt."

„Wir reisen nach Boston, sobald wir uns nur etwas erholt haben, gerüstet sind und annehmen können, eine Antwort auf die Meldung unserer Ankunft dort vorzufinden, welche ich nächster Tage an den Congreß wie Washington richten will, denn an diesen General, der bis jetzt noch Oberstkommandirender ist, nicht aber an Mr. Horace Gates bin ich durch Franklin gewiesen."

„Ach wohl! Ben Franklin, der alte Ben! — Er ist fromm und listig zugleich, — der ist denn freilich der erste Abgott! Er sorgt bei den Franzosen leidlich für uns und hat hier zuerst für die Unabhängigkeit geschrieben; das ist schon Etwas! — Aber andere Leute thun auch Etwas und man wird sehen, wer an dem Tage, wo wir als Sieger Frieden machen, der eigentliche General und Staatsmann gewesen ist, haha!! — Schreibt Eure Briefe also Wem Ihr wollt, wir haben Euch und das ist das Beste! Bevor indeß noch irgend eine

Zeile von Euch Eure Ankunft beweist, werden die Amerikaner bereits durch den kleinen Joel Himpson im Portsmouth-Advertiser von Euch gehört haben."

Damit endete der erste Gedankenaustausch auf amerikanischem Boden. — Steuben machte über denselben seine eigenen Bemerkungen. Jedenfalls fiel ihm Langdons unverschämtes Absprechen über die bewährtesten, in Europa so geehrten Männer seines Landes auf. Wenn schon Franklins Lauterkeit, die anzuzweifeln Steuben empörte, so angegriffen wurde, waren sicherlich des Gouverneurs hämische Bemerkungen über Washington eben so falsch und parteiisch, wie seine Vorliebe für Gates. In militärischen Dingen, obwohl doch Langdon ein höherer Offizier war, fand Steuben dessen Urtheil ebenso oberflächlich wie arrogant. Er beschloß deßhalb um so mehr dem Sieger von Saratoga, falls derselbe ihm begegnen sollte, mit Vorsicht zu nahen, überhaupt erst persönliche Erfahrungen zu sammeln, ehe er einen Schritt in einem Lande unternahm, wo Jeder sich für den Ersten zu halten schien. Am 6. Dezember, nachdem sich die Reisegesellschaft von den Strapazen der Seefahrt erholt hatte, sandte Steuben seine Meldungen an den Congreß und Washington, denen er seine Empfehlungs-

briefe beilegte. Am 12. reiste er mit besonderer Gelegenheit, welche Langdon beschafft hatte, unter den größten Hochachtungsbezeugungen der Bewohner von Portsmouth nebst Genossen ab. Außer Carl Vogel hatte die Gesellschaft nun Mac Oddon und Fergus zur Dienstleistung bei sich. — Zwei Tage später trafen sie in Boston ein und Steuben verfügte sich sogleich zu dem berühmten Patrioten und Redner John Handcock, der unlängst erst sein Amt als Präsident des Congresses niedergelegt hatte. Er fand in ihm einen von dem hageren, heißspornigen Langdon sehr verschiedenen Mann. Mitttelgroß, breitschulterig, mit breiter Stirn und markirten Zügen prägte sich in diesem Manne Ruhe mit eiserner Beharrlichkeit aus. Er reichte Steuben die Hand.

„Ich begrüße Sie wie einen alten Bekannten, Baron, — ich lege diesen Aristokraten-Titel Ihnen nämlich bei, weil's mir für Sie eine bequemere Bezeichnung ist, als Ihr vertrackter deutscher Name. — Also, wie 'nen alten Bekannten! — Freund Ben hat mir von Paris schon vor Wochen über Sie geschrieben, bald nachdem Sie wieder aus Deutschland zurück zu ihm kamen und Ja sagten. Wenn der Mann aber

Sie kennt, kenne ich Sie auch! — Zuvörderst habe ich Ihnen 'diese Antwort des Obergenerals zuzustellen; es ist das Beste, sie gleich zu lesen, für den Fall, daß ich Ihnen nützen kann. Zugleich aber ging ein Befehl des Congresses ein, nach welchem ich ermächtigt bin, für Sie und Ihre Begleitung alle erforderlichen Bequemlichkeiten zur Reise nach York in Pennsylvanien zu beschaffen. Dort ist zur Zeit der Congreß und will sie sehen. Es versteht sich von selbst, daß ich für Alles sorge, was Ihre baldige, möglichst rasche und angenehme Reise ermöglicht."

„Was das Angenehme betrifft, Mr. John, so bitte ich, ja nicht mehr Ausgaben zu machen, als Sie, der des Orts wie des hiesigen Klimas kundig ist, für geboten erachten. Ich bin als Soldat abgehärtet und denke, ich werde manchmal noch unbequem genug versorgt sein, bis es uns gelingt, die Engländer aus dem Lande zu werfen."

„Schon gut, in Wolle packen werde ich Sie nicht. Ihr Leben, Ihre Gesundheit ist aber für den Staat jetzt besonders von Wichtigkeit, es ist also meine Sache, daß Nichts versäumt wird, damit Sie rüstig vor den Congreß treten können. — Was schreibt Washington?"

Steuben, der den Brief des Dictators geöffnet hatte, las ihn vor.

„Mein Herr, ich habe Ihr patriotisches Schreiben empfangen, was mich befriedigte. Indem ich Ihnen mittheile, daß ich Ihretwegen sogleich an den Congreß schrieb, ersuche ich Sie, sich sofort an den Sitz desselben zu begeben und die Entschließungen der Regierung abzuwarten. Inzwischen wird es gut sein, wenn Sie mir mittheilen, ob Sie bereits schon, und was für ein Urtheil Sie über unsere militärische Lage, besonders über die meine gewonnen haben. Sie werden wissen, daß ich vorigen September zweimal von Howe geschlagen wurde, als ich das bedrängte Philadelphia zu entsetzen unternahm. — Eines Theils soll mir Ihre Ansicht schon jetzt klar machen, Wen ich vor mir habe, andererseits aber, in wie weit Sie von unseren Uebelständen unterrichtet sind. Haben Sie an Ihre Ansichten Vorschläge zu knüpfen, so bitte ich Sie, dieselben nicht zu verhehlen.

Ergebenst Georg Washington."

„Vor allen Dingen," sagte Handcock, „wird also die Reise nach York betrieben. Hoffentlich bringe ich Alles eher in Ordnung, wie zu erwarten steht. Jeden=

falls haben Sie Zeit genug, über Das, was Sie wegen unserer Armeeleitung glauben sagen zu müssen, dem General Antwort zu ertheilen."

„Sobald als möglich. Wo treffe ich Mr. Samuel Adams, ich habe einen Brief Franklins an ihn."

„Wollen Sie bis morgen warten? — Ich denke, Sie könnten es. — Dann erspare ich Ihnen einen Weg. Ich wünsche Mr. Samuel und Sie mit Ihren Begleitern zu Tische zu laden."

„Ich nehme Ihr freundliches Anerbieten so an, wie es gegeben ist." Damit kehrte Steuben in sein Quartier zurück. —

Ich glaube, sagte er unterwegs zu sich, daß die Wahl zwischen Charakteren wie Handcock, Washington und Langdon nicht sehr schwer ist. Bei den ersteren Beiden handelt sich's zweifelsohne stets um die Sache, bei dem Gouverneur aber stets nur um die Person. Ist General Gates, wie ich fürchte, von Langdonschem Kaliber, dann wird er wenig Vergnügen an meiner Bekanntschaft finden. —

Ein einfaches, aber nach dem kräftigen Geschmack der Amerikaner bereitetes Mahl vereinte am nächsten Tage bei Handcock den Baron und seine Genossen mit

Samuel Adams. Letzterer war in seiner Art auch ein Original, welches mit Langdon und Handcock zu vergleichen, Steuben sehr interessant fand. Untersetzt, war er voll gebaut, mit hoch gewölbter Brust, der eine dröhnende Baßstimme entquoll. Große, treue, blaue Augen, eine dicke Stumpfnase, starke, leicht lächelnde Lippen und rothblondes, kurzes, krauses Haar bildeten die Erscheinung des Mannes, der im Congreß geradezu gefürchtet war wegen seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe, die sich von Grobheit kaum noch unterschied. Er war indeß keiner jener politischen Komödianten, welche mit ihren Eigenschaften sich *selbst* in Scene zu setzen suchen, er war auch kein Schwätzer. Was er auch empfand, was er auch mißbilligte und verwarf, er behielt seine Gefühle sehr lange bei sich, wollte nicht besser, tugendhafter erscheinen, nicht bedeutender, als jeder Andere. Aber wenn sich, durch mühsame Unterdrückung seiner ehrlichen und starken Leidenschaften, ein Ungewitter in seinem Herzen gesammelt hatte und er's für Pflicht hielt, dreinzufahren, dann prasselten seine Donnerschläge auf die Häupter der Gegner und die Blitze seines drastischen Witzes zermalmten jede andere Rhetorik. Für gewöhnlich war er gern schweigsam.

Als Steuben ihm vorgestellt wurde, erwiderte Adams demselben lächelnd zunickend: „Bin erfreut!“ — Als ihm der Baron dann Franklins Empfehlungsbrief überreichte, wurde er ernst, fast feierlich. Er nahm ihn, ging an's Fenster und las ihn, dann steckte er ihn langsam ein. „Wenn 'n Mann, wie der alte Ben über Euch so zu schreiben für Pflicht hält, wie er gethan hat, muß an Euch was d'ran sein! Wie viel, das werden meine eigenen Augen wohl sehen. — Von Militärsachen versteht Old=Ben aber Nichts, da glaube ihm der Teufel, nicht ich. — An's Essen, John, mein Junge, wenn Dir's recht ist.“

Anfänglich drehte sich das allgemeine Gespräch um die Fahrt des Flammand und die Meuterei. De Francy, Beaumarchais' Neffe, Duponceau und de Pontière schilderten besonders das Benehmen Steubens und wie seine kaltblütige Energie hauptsächlich Alle gerettet habe. Der Baron verhielt sich dabei still, er hatte ganz andere Dinge jetzt auf dem Herzen, an denen ihm sehr viel gelegen war und als gerade de Pontière von seiner Großmuth gegen die Meuterer erzählte, schnitt er ihm etwas ungeduldig das Wort ab.

„Genug von diesen Erlebnissen, Monsieur. Wir

thaten sammt und sonders unsere Schuldigkeit und damit gut. Es lohnt nicht, von Vergangenem zu reden, wo uns die Zukunft gerade genug zu thun macht. — Ich wollte auf etwas Anderes kommen, was mir in diesem Lande, so kurze Zeit ich es auch kenne, doch bereits auffiel. — Ist es denn hier Sitte, Mister John, Mister Samuel, daß die Leute gerade ihre verdienstvollsten Männer verunglimpfen, Urtheile schlechthin und trotzig über Dinge abgeben, die sie augenscheinlich nicht verstehen? Ist die öffentliche Meinung denn hier der Sclave jedes zufälligen Erfolges, so daß sie Demjenigen allein nachläuft, der heute Glück hat, ihn morgen aber, wenn Mißgeschick ihn trifft, begeifert?"

„Wie so?" fuhr Samuel Adams auf.

„Ich machte wenigstens bei Gouverneur Langdon und den Portsmouthsleuten die Erfahrung."

„Hat Euch das Publikum oder Langdon weniger gut empfangen, als man hier that?" fiel Handcock ein.

„Im Gegentheil! — Man empfing mich hier freundlich, wohlwollend, vertrauensvoll, also wie einen Mann, der, ohne von Eitelkeit gebläht zu sein, es erwarten kann, wenn ihm ein gewisser guter Ruf vorausgeht. In Portsmouth empfing man uns aber enthu-

siastisch mit Ovationen!! — Das gerade hat mich frappirt, denn während das Volk noch vor Langdons Fenstern über unsere Ankunft jauchzte, fand bei dem uns bereiteten Festmahle der Gouverneur es für gut, über Ben Franklin wie Washington höchst lieblos herzuziehen, Gates wegen Saratoga aber in den Himmel zu erheben. — Ich weiß gewiß nicht, was es war, das Mister Horace siegen machte, ob eigenes Talent, ob des Gegners Thorheit. Eins weiß ich nur, wäre ich Bourgoyne gewesen, hätte ich die Engländer kommandirt, etwas saurer wäre das Einschließen meiner Leute dem Herrn Gates mit seinen Milizen denn doch geworden!! — Es ist für mich betrübend, daß man mir zujubelt, bevor ich irgend Etwas that, wenn in demselben Athem verdiente Kämpfer der Volkssache geschmäht werden. Eine so wechselnde Laune der öffentlichen Gunst, die hier zu Lande eben die Regierung bildet, ist nicht sehr ermuthigend für Einen, der es erlebte, wie Friedrich, der erste Soldat Europas, mehrfach bis — ja, meine Herren, bis zur Vernichtung geschlagen wurde! Wer da, wie ich, weiß, daß nur Bourdalues Gebetbuch meinen großen Monarchen nach dem Unglück von Collin vor dem Selbstmorde bewahrte,

denselben König, an dessen Seite ich die letzte Siegesschlacht bestehen durfte, der lernt doch etwas festerer, edler über Charaktere denken, als hier zu Lande zu geschehen pflegt!"

„Will Euch gleich darauf antworten," dröhnte Sam Adams' Stimme. „Ich bitte Euch, macht unter uns Eure hellen Augen und Euer richtig fühlend Herz auf. Laßt diese, weniger aber Eure Ohren urtheilen. — Was Langdons Geschwätz betrifft, nun er ist ein großsprecherischer Esel. Sobald Ihr Gates eine Stunde gesprochen haben werdet, bin ich gewiß, daß Ihr ihn für 'ne — höchst pfiffige Canaille haltet! 'S ist zwar auch nur 'n Urtheil, was ich ausspreche, Ihr werdet aber Gelegenheit haben, zu erfahren, ob der Gouverneur oder Sam Adams Recht hat!"

„Ich stimme Sam völlig bei, Baron!" sagte Handcock. „Ueberall in der Welt sind zwar Eifersucht und neidische Parteilichkeit zu finden, überall existirt ja eine zahlreiche Gattung mittelmäßiger, wenn nicht schofler Charaktere, mit höchst zweifelhaften Talenten. Bei uns, lieber Baron, ist diese Sorte aber ganz besonders zu Hause, sie giebt den Ton an! Hier pflegt man eben rücksichtslose Urtheile, schroffe Ansichten und

grobe Anklagen als offene Wahrheit eines freien Mannes, als Bürgertugend anzusehen und man ist in dieser Beziehung um so tugendhafter, also ein um so größerer Schreier, je bornirter man ist! Bei uns kann man der elendeste Patron sein, sobald man sich durch sein freches Mundwerk eben Ansehen verschafft, ist man ein gemachter Mann; das ist für die Mittelmäßigen im Leben aber doch immer die Hauptsache! — Ich rathe Ihnen deshalb, Baron, ja Ihnen Allen, meine Herren, thun Sie nach bestem Wissen und Gewissen Ihre Pflicht für Ihr neues Vaterland. Halten Sie sich zu allen Denen, welche Sie mehr denken, mehr handeln, aber weniger sprechen sehen, im Uebrigen lassen Sie die Menge schwatzen. Es giebt gewiß keine Fürsten und Grafen unter uns, aber eine Aristokratie dennoch. Das sind die Leute von vornehmen Gefühlen und vornehmen Gesinnungen, es sind die Charaktermenschen unter uns! Diese werden ewig, ob noch so begeifert, die unwissende charakterlose Menge leiten, und wenn sie einst sterben, lieber Baron, wird das Volk entsetzt sein, daß es sein Hirn in ihnen verloren hat! Dann bedauern selbst die gewissenlosesten Schwätzer jedes unzeitige Wort, daß ihnen in ihrem

selbstsüchtigen Dünkel gegen diese Giganten ihrer Nation entschlüpft ist. Auch Sie, sobald Sie sich auszeichnen, werden verleumdet werden. Sie werden Feinde haben, bevor Sie es noch wissen, denn Partei ist Alles bei uns! Antworten Sie der Niedertracht wie der Narrheit mit Thaten! Das ist auch hier die Manier, die Majorität mundtodt zu machen!"

„Wenn ich in Washington einen eben so guten Lehrer finde, dann hoffe ich meine Gegner mundtodt zu handeln!"

„Ich denke, man schickt Sie zu dem Obergeneral," sagte Adams. „Er wird Ihnen 'n besserer Lehrer sein, als wir. Washington ist nicht nur der beste Mensch er ist das größte Genie, das unter uns lebt. Selbst unser alter Ben in Paris, so sehr er Amerikas Liebe verdient, kann immerhin erst nach George genannt werden. Er verhält sich zu ihm, wie Aaron zu Moses."

„Eins übrigens ist Ihnen, bevor Sie den Congreß sehen, zu wissen wichtig," fiel Handcock ein. „Ehe Sie uns dienen, müssen Sie sich pro oder contra hierüber entscheiden. — Sie werden sehr bald die leidige Erfahrung machen, was Volksgeist ist. Meinungen werden

Sie wie Heuschrecken offen oder heimlich umschwirren. — Zwei große Parteien aber, die Sie zu beachten gezwungen sind, zu deren Einer Sie sich bekennen müssen, haben sich während des Krieges herausgearbeitet und werden in Amerika so stabil werden, wie die Whigs und Tories in England. Es sind die Demokraten und die Republikaner."

„Um Vergebung!" fiel der Baron ein. „Wie kann man denn Republikaner sein, ohne sich 'nen Demokraten zu nennen? Wie kann man das demokratische Prinzip sich nur denken, als in republikanischer Form?"

„Dicker Irrthum, Baron, schrecklicher Irrthum!" polterte lachend Sam Adams heraus. „Haha, Sie meinen wohl europäische Demokraten und Republikaner, nicht aber unsere? — Ein Demokrat in Amerika ist ein Mensch, dem die Freiheit nur sein eigener verkörperter Egoismus ist! Sein Staat soll thun und lassen, was er will, so wie er es selbst macht. Was Virginien, New-York oder Philadelphia profitabel ist, ihnen Vortheil bringt, das ist dem Virginier, New-Yorker und Pennsylvanier der Inbegriff seiner Freiheit! Ob dabei die anderen verbündeten Staaten zu Grunde gehen, ob das übrige Amerika von den Engländern allen-

falls wieder erobert wird, das ist 'nem solchen Kerl egal. Er würde sich in solchem Falle dem Franzosen oder Spanier, kurz der absoluten Monarchie ruhig an den Hals werfen, sobald die ihm nur garantirt, daß sein Staat und er in ihm, regieren und machen kann, was er Lust hat oder nicht! — Die Republikaner, Liebster, sind aber die, welche das Gesammtvaterland, die Union der amerikanischen Staaten und ein gemeinsames kraftvolles Regiment, kurz, welche die Einheit Allem vorziehen! Für diese Einheit bringen sie jedes Opfer, für die Einheit geben sie ihren Sonderwillen hin, so lieb er ihnen auch ist, und sind der Ueberzeugung, daß die Freiheit der einzelnen Staaten nur ein hohler Schall, eine bloße läppische Einbildung ist, sobald die Einheit nicht die starke Quelle ist, aus der sie fließt! Sind Sie nun klar, Baron?"

„Was in Amerika ein Demokrat oder Republikaner ist, gewiß. So wahr ich dieses Glas Wein nun erhebe, um auf Amerikas Unabhängigkeit zu trinken, so wahr will ich von Stunde an als Republikaner leben und für die einige, untheilbare Republik sterben! Wer anders denkt, der ist für mich — ein Staatsverräther!!"

Alles war aufgesprungen. Handcock ergriff das Wort und seine Züge leuchteten. „So heiße ich Sie in diesem Gegentrunke als meinen und Sam Adams, als Washingtons und Franklins, als jedes wahren Amerikaners Bruder hoch willkommen!“ Er stürzte sein Glas hinunter und erfaßte Steubens Hand mit eigenthümlichem Druck.

Der Baron zuckte auf. — Dann erglühte in Wonne sein Gesicht, er erwiderte diesen.

„So sind wir auch in solcher Weise Brüder, Baron?!“

„Seit jenem Tage schon, als König Friedrich mit diesem Handschlag mich seinen Bruder nannte! — Die untheilbare Republik der vereinigten Staaten, die republikanischen Brüder Amerikas! — Sie leben hoch!“ —

„Hoch, hoch!“ brauste es ringsum. Friedrich von Steuben aber ruhte, fest umschlungen an John Handcocks Brust. Eine Thräne aus seinen Augen, ein Jauchzen von seinen Lippen stahl sich, denn jetzt hatte er eine Heimath, hatte die ewige Heimath schon hienieden wiedergefunden, das Paradies, was seit dem „duftern Keller“ er nicht mehr zu betreten gewagt hatte. —

Schnee und Eis lag als dicker Mantel auf dem

Lande. Man schrieb bereits den 14. Januar 1778, als der Baron sammt Genossen seine Abreise nach York bewerkstelligte. Trotz aller Bemühungen Handcocks, von Adams unterstützt, hatte es fünf Wochen gedauert, ehe die Reiseequipage aufgetrieben und eingerichtet war, Wagen, Schlitten und Handpferde, die nöthigen Reit- und Wagenknechte beschafft und der geeignete Commissär, Mr. Gisson, gefunden war, welcher auf dem Wege für Quartier und Fourage zu sorgen hatte. Auch mußte erst Washingtons Antwort abgewartet werden, welche sehr umfangreich war und zugleich Instruktionen für Steuben enthielt, gewisse militärisch-diplomatische Geschäfte bei dem Congresse abzuwickeln. Mit dem Gefühle gegenseitiger warmer Zuneigung und Hochachtung schieden der Baron, Handcock und der liebe grobe Sam Adams von einander. — — Der Sieg von Saratoga so äußerlich glänzend er war, so ungeheures Aufsehen er in Europa machte und Frankreichs Kampfesbegeisterung zur Siedehitze brachte, hatte sich, bei Licht besehen, doch nichts weniger als besonders folgenreich erwiesen. — Die Amerikaner befanden sich in einer höchst kritischen Lage. Die Engländer waren im Besitze von New-York, Rhode-Island und Philadelphia, dazu hatte Howe

sämmtliche Forts der Chesapeake-Bai erobert und Britannien besaß noch immer eine wohldisciplinirte Armee. Ein Glück für die Republik, daß der englische General Howe jetzt in sein altes Laster der Unthätigkeit verfiel und an der Küste stehen blieb, statt durch einen energischen Winterfeldzug das Unglück Bourgoyne's bei Saratoga in Vergessenheit zu bringen und die Verlegenheiten des Gegners auszubeuten. — Diese waren unendlich groß. Die amerikanische Hauptarmee unter Washington befand sich hoch im Gebirge zu Valley-Forge am Schuylkhill in Pennsylvanien, inmitten eines strengen Winters, ohne Kleider, ohne Provisionen, ohne regelmäßige Disciplin, entblößt von Allem, außer ihrem Muthe und ihrem Patriotismus. Die zweite, kleinere Armee unter Gates dagegen stand am oberen Hudson bei Albany, also ungefähr einhundertunddreißig geographische Meilen von Washington entfernt! Das Schlimmste war aber die Unzufriedenheit im Lande, die täglich mehr Boden gewann, der Ueberdruß an den eigenen patriotischen Opfern und Leiden und der selbstsüchtige Wunsch mancher einzelnen Staaten, Frieden zu machen um jeden Preis und ohne Rücksicht auf die Uebrigen. Solche Sinnesrichtung drohte verhängnißvoll für die Sache der

Union zu werden. Angesichts so trauriger Verhältnisse hatten Handcock und Adams dem Baron den Rath gegeben, so weit wie möglich sich von der Küste entfernt zu halten, damit er nicht von den Engländern oder von Detachements der Tories, wie man die königlich Gesinnten im Lande nannte, aufgehoben werde, welche von New-York wie Philadelphia und der Küste aus Streifzüge bis in's Innere des Landes unternahmen. Steuben richtete daher seinen Cours westlich, erreichte am 18. Januar Springfield, am 20. Hartford, vier Tage später Fishkill, Ende des Monats Bethlem, am 2. Februar Reading und traf am 5. nach dreiwöchentlicher, bald per Schlitten, bald zu Pferde oder Wagen vollbrachter Reise in York im südlichen Pennsylvanien ein. — Ein damals noch kleines, meist aus hölzernen Blockhäusern bestehendes Landstädtchen war's, in welchem sich dermalen die Regierungsgewalt Amerikas befand und der einzige Gasthof des Ortes mußte seinen Tanzsaal für die Sitzungen des Congresses hergeben. Dieses primitive Städtchen am Codorus-Creek, im Umkreis kaum einer halben Meile von dichtestem Urwalde umgeben, und Alles das in des tiefsten Winters Leichentuch gehüllt, gab so recht das melancholische Bild der geistigen Er-

starrung wieder, in welcher der Unabhängigkeitskampf Amerikas zu liegen schien.

Steuben, den geradesten Weg wählend, nachdem er am Thore der Stadt gehört hatte, der Congreß tage eben, ritt mit seinen Begleitern sofort vor das Hôtel, welches den bescheidenen Namen „boardinghouse“ führte. Der Baron wußte aus Eröffnungen Handcocks, daß „das Bündel von Königen“ oder „King Cong,“ wie man das amerikanische Staatenhaus nannte, längst nicht mehr jene begeisterte Versammlung repräsentirte, welche die Unabhängigkeitserklärung votirt hatte. Alle hervorragenden Männer, mit Ausnahme Weniger, hatten der Tribüne entsagt und diese jetzt tagende Versammlung war etwa auf die Hälfte jener erst berühmten Versammlung zusammengeschmolzen. Jetzt zerriß sie Hader und Zwiespalt, die Partei der Demokraten stand der der Republikaner gegenüber. Andererseits hatte Steuben auf der Reise aber die Erfahrung gemacht, daß der Sieg von Saratoga die Herzen des Volkes doch unendlich wieder erhoben hatte, überall war er von lebhaften Sympathien für „den großen Fritz,“ namentlich unter den Deutschen, begrüßt worden und seine Ankunft hatte überall eine solche Freude, ein solches Vertrauen erweckt, als wäre

er an der Spitze eines Hülfscorps erschienen. Augenscheinlich hatten die Blätter von Portsmouth und Boston sein Erscheinen im „Humbug-Stile“ gründlichst ausgebeutet.

Vor der verschlossenen Thür des Congreßsaales, die in ein Vorgemach führte, waren zwei Constabels stationirt, welche dafür zu sorgen hatten, daß die Versammlung in ihren Verhandlungen nicht gestört werde, während im Erdgeschoß des Gasthauses die Wache der Miliz von York sich befand, welcher der Schutz des Congresses anvertraut war. Nachdem der Offizier von dem brieflichen Befehl des Congresses an Steuben, in York zu erscheinen, Kenntniß genommen und ihn den Constabels vorgelegt hatte, that Einer derselben mit der Kolbe einen Schlag gegen die Thür des Versammlungszimmers. Die Rede, welche inwendig bisher ertönt war, brach ab, eine Glocke klang. Die Thür ward aufgeschlossen und der Quästor der Versammlung erschien auf der Schwelle.

„Welche Ursache unterbricht die Sitzung?“ sagte er.

„Das Eintreffen dieses Herrn, des Generals Baron Steuben, das sogleich zu melden ich von dem Herrn Präsidenten ermächtigt bin,“ entgegnete der Constabel.

Des Quästors Gesicht erhellte sich sofort. „Haben Sie die Güte, Baron, zu warten, bis die Versammlung Sie empfangen kann. Ich werde dieselbe von Ihrem Eintreffen benachrichtigen.“

Die Thür schloß sich wieder. Man hörte den Quästor innen laut Steubens Namen nennen, darau erfolgte lebhafte Bewegung und Unruhe in der Versammlung. Der Präsident schien eine kurze Bemerkung zu machen, auf welche der vorhin unterbrochene Redner seinen Vortrag beendigte. Dann öffnete sich die Thür.

„Baron Steuben, der Congreß erwartet Sie!“ rief der Quästor.

Seinen Sekretair und Dolmetscher Duponceau neben sich, trat Steuben, den Hut in der Linken, wie wenn er vor Sr. Majestät in Sanssouci erschiene, in den Sitzungssaal, schritt bis in die Mitte desselben, verneigte sich vor dem Präsidenten, dann vor der Versammlung und sagte französisch:

„Herr Präsident! — Hohe Versammlung! Ich, Friedrich von Steuben, vordem Adjutant des Königs von Preußen und deutscher Generallieutenant, melde mich mit meinen Gefährten zum Dienst und bitte, bis ich des Englischen ganz geläufig bin, mich dieses Mannes, Mr.

Duponceau's, meines Sekretairs, als Dolmetscher bedienen zu dürfen." — Duponceau wiederholte Steubens Worte in der Landessprache.

Die imposante Erscheinung des Barons im vollen kriegerischen Schmucke seiner Nation, sein geistvoll edles und offenes Antlitz, wie die Kürze und Gradheit seiner Anrede nahmen sofort für ihn ein und erhöhten das Vertrauen, welches man für ihn durch St. Germains, Vergennes' und Beaumarchais' Empfehlungen, namentlich aber durch Ben Franklins Brief, dem das Schreiben Friedrich II. beigeschlossen war, gefaßt hatte. Als Duponceau geendet, erhob sich Laurent Morris, der Präsident.

„Wir heißen in Ihnen, Baron, einen ausgezeichneten Offizier willkommen, welcher dem siegreichen Preußenkönige nicht blos lange gedient hat, sondern auch dessen Vertrauter gewesen ist. Wenn Sie den Staaten der Union, deren Gesetzgeber und Regierung Sie in uns sehen, eben so treu dienen, wie Ihrem Monarchen, so werden Sie finden, daß eine Republik ein nicht weniger dankbarer Herr sein wird, als es ein Monarch ist! Sie erscheinen zu einem höchst wichtigen und schwierigen Augenblick für die Union und das Zeugniß,

was Ihnen schriftlich nicht bloß der würdige Ben Franklin, sondern unlängst erst noch Mr. Handcock in Boston betreffs Ihrer Einsicht und Ihrer Gesinnungen gegeben hat, läßt uns hoffen, daß Ihre Dienste sich jetzt zumal besonders segensreich für Amerika erweisen werden. Wir werden eine Commission erwählen, welche Ihre Wünsche entgegen nimmt. Nehmen Sie so lange mit Ihrem Dolmetscher Platz."

Dr. Witherspon, der allein in der Versammlung des Französischen mächtig war und deshalb die Verhandlungen leiten sollte, wie Mr. Henry aus Maryland und Thomas Mc. Kean wurden nunmehr als Commissäre erwählt, hierauf richtete Morris das Wort an Steuben, der sich erhob.

„Obwohl wir Sie bereits als den Unsrigen betrachten, Baron, wird dies faktisch doch erst der Fall sein, wenn wir wissen, wie wir mit Ihnen stehen und welche Art von Dienst es ist, den wir Ihnen anzuvertrauen vermögen. Ich bitte Sie, mir Ihre Wohnung anzugeben, in der diese Herren Sie morgen aufsuchen werden. Noch einmal heiße ich Sie willkommen."

„Excellenz!" erwiderte Steuben. „Indem ich für den gütigen Empfang und das Vertrauen des hohen

Hauses innig danke, erkläre ich Ihnen Allen, meine Herren, auf meinen Eid als Christ, daß ich dem hohen Congreß und dessen Haupt, dem Präsidenten, stets so mit Ehrfurcht, Liebe und Treue dienen werde, wie ich meinem früheren Könige gedient habe! Jede Art des Dienstes, den Sie von mir fordern, wird mir recht sein und mich bereitwillig finden. Ich gebe mich völlig Ihrer Einsicht in die Hände. Nur Zweierlei wage ich heute schon offen zu erbitten. Lassen Sie mich unter keinem anderen General dienen, als unter Mr. George Washington, denn unter ihm hoffe ich am Besten zu lernen, was in militärischer Beziehung der Union heilsam ist! Ferner bitte ich, daß Sie meine Dienststellung unter General Washington derartig sein lassen mögen, daß ich wirksam dazu beitragen kann, daß in den nächsten und allen künftigen Schlachten, die Engländer vor uns den Rücken kehren müssen!! Mr. Handcocks Haus hierselbst ist mein Quartier und ich erwarte mit Vergnügen die Herren der Commission."

Als Duponceau diese Erwiderung Steubens kund that, erhob sich in begeisterter und überraschter Bewegung Morris mit dem ganzen Hause.

„Für diese eben ausgesprochene Gesinnung, Baron, sagen wir Ihnen Dank und erweisen Ihnen, wie Sie sehen, aus der freien Bewegung unserer Gemüther durch

Aufstehen die höchste Ehre, welche wir einem wackeren Manne zu erzeigen vermögen. Gehen Sie mit Gott, Baron!"

Steuben verneigte sich und verließ die Versammlung, mit seinen Begleitern Handcocks Wohnhaus beziehend, daß der biedere Mann ihnen für ihren Aufenthalt in York angeboten hatte. — Am nächsten Tage fand sich bei ihm die Commission ein und nur weniger Sitzungen bedurfte es zur völligen Einigung. Er erklärte derselben: daß er auf seinen ehemaligen Rang als Militär verzichte, um durch denselben den Offizieren der Unions-Armee keinerlei Grund zur Mißstimmung zu geben. Daß er nur als Freiwilliger unter Washington in derjenigen Art Dienste zu thun wünsche, in welcher er diesem General für geeignet erscheine. Er besitze kein eigenes Vermögen, sondern nur die Einkünfte von Aemtern und Ehrenstellen, welche er nunmehr in Europa aufgegeben habe, und die etwa fünfundachtzig Friedrichsd'or jährlich betragen hätten. Er hoffe, die Republik werde die Ausgaben, welche sein Dienst nöthig mache, bezahlen. Schlüge der Krieg unglücklich aus, so mache er auf Nichts weiter Anspruch, siege aber die Sache der Union und seien seine Anstrengungen von Erfolg gekrönt, so erwarte er, daß die Union ihn für alle Aufopferungen, die er freiwillig ihrer Sache wegen gebracht habe, so

entschädigen werde, wie ihre Liberalität und ihr Gerechtigkeitssinn ihr vorschreibe. Er verlange für sich selbst vorläufig kein Patent, denn er überlasse es Washington, seinen Rang zu bestimmen. Für seinen Adjutanten, Herrn von Romanai, dagegen verlange er Majorsrang, für de l'Enfant den eines Ingenieur-Hauptmannes, den eines Rittmeisters für Herrn de Pontière, für Duponceau aber ein Capitainspatent. Wären diese Wünsche den Vereinigten Staaten genehm, so erkläre er sich bereit, mit seinen Begleitern auf der Stelle zur Armee abzureisen.

Mit lebhaftestem Beifall erklärte die Commission sich bereit, diese Bedingungen einzugehen und erstattete noch denselben Tag dem Congresse Bericht. — Gegen Abend ließ sich bei Steuben General Horace Gates anmelden.

„Aha," damit nickte Steuben Romanai und l'Enfant zu. „Der Sieger von Saratoga hängt die Angel nach dem fremden Weißfisch aus! — Mir ahnt, er will mich allein sprechen. Verlaßt mich darum, Freunde, außer dem Duponceau. Wir wollen ihm seine Herzensergüsse erleichtern, vielleicht thue ich dabei in diesen Mann einen ganz nützlichen Blick."

Seine Umgebung leistete Folge und Gates trat ein. — Horace, in England geboren, stand mit Steuben

ziemlich in gleichem Alter. 1765 in Virginien als Grundbesitzer angesiedelt, war er 1776 bei der Erhebung in die Dienste der Union getreten und hatte mit abwechselndem Glücke gekämpft. Hager, sehnigt, mittelgroß und von der Sonne tief gebräunt, hatte er eine blutige Schmarre, die vom rechten Stirnbein quer über die linke Wange herablief: er hatte sie gleich zu Anfang des Krieges empfangen. Seine Uniform war einfach dunkelgrün. Außer den goldenen Epauletten ohne Cantillen mit dem Generalsstern der Union hatte er als Abzeichen nur eine blau und weiße Schärpe, deren weiße Hälfte mit rothen schmalen Streifen durchwoben war, die Farben der Republik. Er erschien ohne Waffe, den Schlapphut unterm Arme und in jener etwas nonchalanten Haltung, wie sie in neuerer Zeit von den französischen Offizieren aller Grade beliebt worden ist. Er ging auf Steuben ohne Umstände los, schüttelte ihm die Hand und begann ein Gespräch, das Steuben theils absichtlich in seinem noch sehr schlechten Englisch, theils mit Duponceau's Hülfe führte.

„Muß durchaus der Erste sein, Baron, der Ihnen Glück wünscht! Morgen werden Sie ein amerikanischer Soldat sein und der Congreß wird Sie in jeder Weise ehren. — Etwas habe ich auf dem Herzen, das mich besonders herführt. Als 'n offener Kerl und Ihr künftiger

Kamerad sage ich, was ich denke, gerade heraus! Wie? Das ist Ihnen doch recht?"

„Biedere Gradheit liebe ich immer, General, selbst wo sie mir nicht angenehm ist. Seien Sie ganz offen."

„Sie wissen doch, daß ich — ich bei Saratoga siegte, indeß George Wash zu Valley-Forge in seinem Loche lag?"

„Ich weiß es und gratulire Ihnen wie dem Lande zu diesem Siege!"

„Gut. Er war nur Etwas für den Anfang, verstehen Sie! — Mich wundert nun teufelmäßig, daß Sie sich gerade so auf den Dienst bei Washington gespitzt haben! Denken Sie denn, ich könne einen so ausgezeichneten Mann wie Sie nicht auch brauchen? Ich hätte Sie zu meinem ersten Divisionsgeneral gemacht, haha!"

„Sie ehren mich durch diese Versicherung überaus, General. Die Frage aber, unter Wem ich diene, ist für mich keine persönliche, wie Sie zu denken scheinen, Horace. Sie ist eine rein sachgemäße! — Daß Sie bei Saratoga siegen konnten, Washington aber zweimal geschlagen wurde, vermag meine siebenjährige kriegerische Erfahrung in Preußen nur dadurch zu erklären, daß Ihre Truppen bedeutend besser sein müssen, als die des Obergenerals! Da es sich für die Union nun

darum handelt, daß nicht Sie nur, sondern alle Generale derselben, Washington also auch, siegen, so ist es mein Wille, da zu dienen, wo eben ein Mißerfolg grade vorhanden ist! Sie sind ein so glänzender Sieger gewesen," und Steuben lächelte ironisch, „daß es lächerlich wäre, Ihnen erst noch meine Hülfe anzubieten. Sie steht Ihnen übrigens für den Fall zu Diensten, daß Sie sich einmal in Washingtons Lage befinden, wenn er in der Ihren ist."

„Goddam, verflucht edelmüthig!" lachte Gates, tief erröthend. „Aber wissen Sie, Baron, daß Sie mit Ihren deutschen idealen Gefühlen unter uns nichtswürdig schlecht fahren werden? Bei uns beruht Alles auf der Person und wenn ich meine Person möglichst fördere, so fördere ich in ihr auch die nationale Sache, der ich diene! In Amerika finden Sie keine tugendhaften germanischen Träumer, haha, aber dafür kraftvolle Leute, die den Egoismus in sich zur socialen und politischen Tugend machen! Oder glauben Sie denn, daß Franklin, Morris, Adams, Handcock, Washington, kurz wie sie Alle heißen, keine krassen Egoisten sind?! Warten Sie es nur ab! Wenn Sie nicht selbstsüchtig wie wir sein wollen, so werden Sie von allen Anderen mißbraucht und ausgebeutet werden und indem Ihr

Obergeneral Ihre Verdienste in seine Tasche steckt, werden Sie am Tage des Sieges leer ausgehen!"

„Für Ihren klaren und uneigennützigen Rath bin ich Ihnen sehr verbunden, General, obwohl ich Ihrer Meinung doch nicht bin. Mir steht die nationale Sache hoch über meiner Person und ich lebe der Ueberzeugung, daß eine selbstsuchtlose Hingabe für Amerika's Unabhängigkeit der einzige Weg ist, meiner Person den besten Dienst zu leisten! Sie sehen meine Angelegenheiten mit — demokratischen Augen an, ich mit republikanischen, General!"

„Ah, nicht übel! Sie haben von unseren kleinen inneren Angelegenheiten mehr Kenntniß, als vorauszusetzen war! So würden wir mithin politische Gegner sein?" —

„Insofern Sie der demokratischen, ich der republikanischen Partei angehöre, gewiß!"

„Abah, das thut Nichts, mit meinem Demokratismus ist's nicht weit her! Ich bin Soldat, das ist Alles! — Nun sagen Sie, wenn Sie zu Wash gehen, was denken Sie da zu thun? Man erzählt sich im Congreß, Sie würden des Obergenerals Armee zu reformiren suchen, wie?"

„Das käme doch auf des Obergenerals Willen und Befehl erst an!"

„O, er wird schon den Willen dazu haben, weil er ihn haben muß! Sie irren aber, wenn Sie glauben, das gehe nur so. Da ist der General-Inspektor Conway noch zu Valley-Forge, der sich von Ihnen gewiß nicht in's Handwerk fahren läßt und ich bezweifle lebhaft, daß die amerikanischen Herren Offiziere sofort nach preußischer Pfeife tanzen werden. Haha, aber Sie wollen es so! — Bei mir hätten Sie dagegen frei schalten können und wir hätten die Ehre unserer Erfolge viel brüderlicher getheilt, als Ihnen das am Schuylkhill passiren dürfte. — Nun, wir kennen uns jetzt. Ich habe Ihnen nur mit dem Allem sagen wollen, wie sehr ich Sie schätze. Bitte, besuchen Sie mich und sehen Sie mein Haus ganz als das Ihrige an!" Er ergriff eifrig Steubens Hand.

„Sehr verbunden, General. Da mir mein verehrter Freund Handcock dies Haus aber bereits als das meinige zu betrachten empfahl, würde es sehr unhöflich sein, das Ihrige vorzuziehen."

„Nichts für ungut, Nichts für ungut!" Damit schüttelte Gates Steuben die Hand und ging, wobei es unserem Baron vorkam, als schiede eben ein Heuchler von ihm, der höchst verlegen sei, sich durchschaut zu wissen.

Am andern Morgen erhielten Steuben und seine Gefährten von Präsident Morris die Einladung zu

einem Festessen, das der Congreß ihnen zu Ehren veranstaltet hatte. Nachmittags fand es im Congreßhause statt und Steuben hatte neben Morris den Ehrenplatz. Die Solennität ward damit eröffnet, daß Morris Steuben den Beschluß des Congresses vorlas und dann überreichte: „daß derselbe den Baron Steuben in den Kriegsdienst der Vereinigten Staaten hiermit aufnehme, in die von ihm mit der Commission vereinbarten Bedingungen ebenso wie in die von ihm gewünschten Chargen seiner Begleitung willige und ihn ersuche, in das Hauptquartier der Armee abzureisen.“

Es verstand sich von selbst, daß Steuben seiner Ergebenheit Ausdruck verlieh. Er schloß mit einem so flammenden Toast auf den Sieg der Union und Englands völlige Niederwerfung in Amerika, daß rauschender Jubel den Saal erfüllte. Die Congreßmitglieder erschöpften sich in Artigkeit gegen ihn und seine Begleiter; Gates allein hielt sich merkwürdig kühl. —

Während des Mahles selbst fiel zwischen Morris und Steuben indeß folgendes eigenthümliche Gespräch vor:

„Gates benimmt sich etwas verlegen und kalt gegen Sie, Baron!“

„Er hat dazu Ursache. Gestern Abend machte er den Versuch, mich für sich zu gewinnen und machte mir Angst vor Valley-Forge.“

„Sehr glaublich. — Unter uns gesagt, es besteht eine Art Verschwörung zwischen ihm, dem General-Inspektor Convay und der demokratischen Partei des Congresses, welche den Sturz Washingtons wie die Ernennung Gates zum Obergeneral zum Ziele hat!“

„Ich bitte Sie um Gotteswillen!“

„Still, Freund! — Reisen Sie noch nicht ab! — Die Republikaner des Congresses beabsichtigen mit mir nun, Ihr Urtheil in der Sache als Unparteiischen anzurufen. Thun Sie dann, was Sie für Pflicht gegen Ihr neues Vaterland erkennen!“ — —

Die Katastrophe kam. Steuben wurde am 17. Februar mit seinem Dolmetscher Duponceau plötzlich in den Congreß befohlen. Die Versammlung war höchst erhitzt und unruhig, als er eintrat. Bei seinem Anblick trat indeß Stille ein. Vor einem kleinen Altar, auf dem die offene Bibel lag, nahm Morris Steuben den Diensteid der Union und das Gelöbniß ab, in allen Dingen, wo er zu urtheilen oder zu handeln habe, allein nach seinem christlichen Gewissen und wie er es für die Unabhängigkeit und Einheit der Republik nützlich halte, zu verfahren. Gates war auffallend bleich. — Hierauf bestieg Morris den Präsidentenstuhl.

„Baron, ich habe im Namen der Union und ihrer Vertreter auf Grund Ihres eben geleisteten Schwures

Ihre Meinung über eine ernste Angelegenheit aufzurufen. Im Hauptquartier befindet sich ein General-Inspektor. Derselbe hat kein Kommando vor dem Feinde, aber die eben so große, schwierige Pflicht, das Hauptcorps in Valley-Forge zu formiren, zu discipliniren, in allen ökonomischen wie soldatischen Angelegenheiten schlagfertig zu machen. — In dieser Eigenschaft ist das General-Inspektoriat völlig unabhängig vom Oberkommando und nur dem Congreß verantwortlich! In Folge dieser Stellung wie der letzten Unglücksfälle der Hauptarmee hat sich nun ein so großer Zwiespalt zwischen dem Obergeneral und dem General-Inspektor erhoben, daß Einer von Beiden sein Amt niederzulegen genöthigt sein dürfte. Was halten Sie von der Sachlage?"

„Hohes Haus der Union! — Ich erkläre Ihnen, es ist mir völlig unfaßbar, es ist in keiner Armee der Welt Sitte, ja, nur denkbar, daß neben einem Obergeneral noch eine zweite Gewalt im Heer herrsche?! — Ein General-Inspektor, der nur Ihnen Rechenschaft zu geben hat, der also nicht unter dem Obergeneral steht, ist ein imperium in imperio! Dies Amt wird in sich selbst dann schon statt der Disciplin die Demoralisation des Heeres, statt der Ordnung, der Sparsamkeit und Sicherheit im Kriege, die Unordnung, Verschwendung, — vor dem Feinde aber die Rath-

losigkeit vollenden! Gewiß muß ein General-Inspektor existiren, der das, was nicht zum Kommando gehört, in seiner Hand hat, aber eben so gewiß ist, daß dieser General-Inspektor Nichts thun darf, ohne besondere Einwilligung seines Obergenerals, seines nächsten Vorgesetzten! Es ist unmöglich, meine Herren, daß Sie hier in New-York wissen können, ob das gut und schlecht ist, was der General-Inspektor in Valley-Forge thut! Sie sind nicht dabei, Ihr Auge ist nicht das allsehende Auge Gottes! Wissen Sie denn etwa, ob der Mann durch die Maßregeln, die er Ihnen räth, nicht mit Absicht oder aus Unkenntniß alle Pläne des Obergenerals durchkreuzt?! Sie haben sich allein an Washington zu halten, er aber an uns, mögen wir nun General-Inspektoren oder blos Tambours sein!!"

Donnernder Applaus unterbrach den flammenden Steuben. —

„Wenn man Ihnen zum Exempel die General-Inspektion an Washingtons Seite anvertrauen würde, was würden Sie thun?"

„Ich würde dies Amt gar nicht annehmen, wenn sich nicht der Obergeneral wie seine Stabsoffiziere vorher überzeugt hätten, daß ich besser zu dem Amte tauge, als mein Vorgänger. Hätte ich das Amt aber,

so würde ich nicht eine Patrontasche machen lassen, nicht eine Instruktion erlassen, hätte ich nicht Washingtons Bewilligung hierzu!“

Ein Zischen der Demokraten erfolgte jetzt, niedergeschmettert jedoch von minutenlangem Beifall der Republikaner. —

„Hohes Haus!“ und Steubens sonore Stimme durchdröhnte den Applaus. „Ich bin in Preußen der Bürger eines absoluten Staates gewesen, erst hier sehe ich, was eine Republik sein soll. Sind Sie wirklich Männer der Freiheit, hoffen Sie wirklich je auf den Sieg der Unabhängigkeit, dann dulden Sie keine Nebenbuhlerschaft in der Armee! Sie allein haben zu beschließen! Washington hat unter ihnen allein als General zu befehlen! wir Alle haben ihm aber zu gehorchen, denn er ist mit seinem Kopfe, seinem Gewissen, seiner Ehre Ihnen verpfändet! Mögen Parteien im Lande bestehen, wie sie wollen, mögen Sie, meine Herren, debattiren und regieren, wie Ihnen gut dünkt, Sie sind unser Herr! Der Soldat aber hat nicht zu raisonniren, sondern zu marschiren! Er hat nicht Politik zu treiben, sondern zu gehorchen, denn das Vertrauen auf den Genius seines Obergenerals ist es allein, was in der Schlacht den simpelsten Mann zum Helden macht!! — Gesetzt, meine Herren, Washington

legt sein Amt nieder, weil der General=Inspektor ihm nicht gehorcht. Wissen Sie, was dann geschehen wird? Die Engländer werden Sie auslachen und die Franzosen werden Ihnen den Rücken wenden!! — Setzten Sie den Sieger von Saratoga auch selbst an Washingtons Stelle — Alle Ehre Ihnen, General Gates, Sie waren ein Held, — aber den Zauber von Washingtons Namen hat Ihr Name so wenig, als ich simpler Mann neben einem Friedrich II. genannt werden darf! Der Soldat, die Welt glaubt eben an Washingtons Genie und Tugend. Wollen Sie den Beweis? — Trotz Ihres Sieges ist man im Lande unwillig, weil Washington gelähmt ist! Ihr Sieg mag uns in Paris gute Dienste thun, für die Entscheidung des Krieges hat er so wenig zu bedeuten, wie der Ueberfall bei Trenton! — Ich schlage dem hohen Hause vor, mich sofort zum Dienst des Obergenerals zu senden, das Amt des General=Inspektors aber dergestalt einzuschränken, daß dieser Inspektor allein den Befehlen Washingtons zu gehorchen, Sie aber nicht mit Dingen zu belästigen hat, deren gute oder schlimme Seite Ihnen ein gewissenloser General=Inspektor mit Leichtigkeit vorenthalten kann! Wissen Sie denn, meine Herren, ob Sie nicht bereits Millionen nutzlos wegwarfen? Das muß doch erst untersucht werden? Wohl hatte

Washington Unglück, wohl hatte Gates Glück! Die größte majestätischste aller Waffen eines freien Landes aber nennt sich — Gerechtigkeit!!" —

Da hielt der Congreß nicht länger seine Gefühle zurück! In seiner Begeisterung einig, erhob er sich zu der Würde jener Versammlung wieder, welche die Unabhängigkeit ausgesprochen hatte. Mit nur sehr geringer demokratischer Minderheit votirte sie Steubens sofortige Abreise, die Verweisung des General-Inspektors Convay unter des Obergenerals Washington direkten Befehl und Untersuchung der Armee, ihrer Disciplin und Pflege mit Zuziehung des Baron Steuben. —

„Nachdem das hohe Haus," so erhob sich Präsident Morris, „aus freier Entschließung gethan, was die Nothwendigkeit gebot, lege ich demselben nunmehr eine Ordre des Dictators, Obergenerals von Washington, Excellenz, vor. Sie lautet:

„Hohes Haus! Es steht durch Beweise fest, daß General-Inspektor Convay im Verein mit General Gates und den Anhängern der demokratischen Partei im Begriff steht, mich vom Amte zu entfernen. — Kraft der mir von Ihnen verliehenen obersten Heeresgewalt, die ich noch besitze, im Namen Gottes und der amerikanischen Freiheit befehle ich, wie folgt:

1) General-Inspektor Convay ist mir allein verantwortlich!

2) Baron Steuben hat sich alsbald in's Hauptquartier zu begeben!

3) General Gates hat vor mir bei Verlust von Rang und Kommando zu erscheinen! Für die Zeit seiner Abwesenheit von der Nord-Armee ist Generalmajor Simcoe als Stellvertreter ernannt. — Georg Washington, Oberbefehlshaber der Unions-Armee."

Die Versammlung hatte stehend und bloßen Hauptes die Stimme seines Gewaltigen vernommen. Horace Gates' bleiches Haupt sank ihm auf die Brust. Die Tatze jenes Löwen lag auf der Versammlung, der in den Einöden der Albany-Mountains bisher ohnmächtig und vergessen schien.

Ende des zweiten Bandes.

Brachvogel, Albert Emil,

Des großen Friedrich Adjutant historischer Roman

Bd.: 2. Band

Berlin 1875